

INHALTSVERZEICHNIS

Grußworte zum Jahreswechsel	
- <i>Landrat Günter Rosenke</i>	3
- <i>Berthold Blomeyer, 1. Vorsitzender</i>	4
Weihnachten im Reichthaler Ländchen	5 - 6
- <i>von Ursula Lange</i>	
Dreimal Weihnachten	7 - 9
„Die Glocke“ eine Erzählung von Hannah Stephan	10 - 18
- <i>oder „Die Glocke von Krickau“</i>	
Unsere Heldeninsel	19 - 32
- <i>von Bgm. a. D. Ernst Lober</i>	
Bilder	33 - 36
Klassentreffen von Namslauer	37 - 39
Als neue Mitglieder begrüßen wir	39
Aus der Heimat	39
Erinnerungen an den Hof meiner Großltern in Strehlitz	40 - 47
Worüber wir 2012 im Internet berichtet haben	47 - 51
- <i>-www.namslau-schlesien.de stößt auf reges Interesse-</i>	

1.Namslauer Heimattreffen in Neustadt/Dosse 51 - 54
- *es gab viel zu erzählen* -

Ein Erlebnis besonderer Art 55 - 56
www.namslau-schlesien.de

Freitag 19.Januar 1945 57
- *eine alte schlesische Spezialität* -

Familiennachrichten 58 -



**Der Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
wünscht allen Namslauern aus Nah und Fern,
sowie allen Freunden und Gönnern
unserer schlesischen Heimat
ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest
sowie alles Gute für 2013**

**Die NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
Berthold Blomeyer, 1.Vorsitzender**

Liebe Namslauer Heimatfreunde,

das 29. Große Treffen in diesem Jahr war wieder eine runde Sache. Auch wenn ich leider auf Grund einer Reise anlässlich meiner Rubinhochzeit nicht dabei sein konnte, so hat mir meine Stellvertreterin Frau Dr. Dirhold nur Positives berichtet.



Wir im Kreis Euskirchen durften in diesem Jahr ebenfalls feiern: unseren 40. Geburtstag. Denn seit 1972 gibt es den Kreis Euskirchen, wie wir ihn heute kennen. Aus diesem Anlass haben wir den Bürgerinnen und Bürgern im und am Kreishaus an einem Tag der offenen Tür ein großes, buntes und vielfältiges Programm angeboten. Dieses Angebot nahmen zahlreiche Menschen aus dem Kreis Euskirchen und dem Umland an und so konnten wir bei gutem Wetter am 23. September einen abwechslungsreichen Tag erleben.

Ein Erlebnis im Jahr 2012 war wieder einmal der Besuch der Namslauer Grundschule Nr. 3 im Kreis Euskirchen. Die Schüler der Georgschule und der Namslauer Schule hatten ein volles Programm und konnten sich näher kennen lernen und austauschen. Bei ihrem Besuch in der Kreisverwaltung Euskirchen konnte ich erfreut feststellen, dass die Tradition der Namslauer Heimatfreunde, nämlich die Beziehungspflege zur schlesischen Heimat, durch die Schüler und Schülerinnen fortgesetzt wird.

Nach all den Erzählungen und Eindrücken, welche mir aus Ihrer Heimat vorgebracht wurden, habe ich beschlossen, den Kreis und die Stadt Namslau im kommenden Jahr zu besuchen. Auf diese Reise freue ich mich schon seit längerer Zeit und ich bin mir sicher, dass ich erlebnisreiche, informative und kurzweilige Tage dort verbringen werde. Wie ich schon jetzt erfahren habe, wird derzeit in und um Namslau herum kräftig gebaut.

Die Verbundenheit zu Ihrer Stadt rührt jedoch nicht nur von den bisherigen Schilderungen her, sondern hat für mich auch einen persönlichen Hintergrund: Mein Vater ist in Schlesien geboren und aufgewachsen. Eben dieses ist für mich also ein weiterer Grund, sie zu besuchen.

Ich wünsche Ihnen, liebe Namslauer, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes, gesundes neues Jahr 2013.

Wesolych Swiat - Frohe Weihnachten!

Ihr

A handwritten signature in blue ink that reads "Günter Rosenke". The signature is written in a cursive style with a large initial 'G'.

Günter Rosenke

Liebe Landsleute,

als wir im Mai nach unserem 29. Heimattreffen in Euskirchen auseinandergingen, ahnte ich nicht, dass es in diesem Jahr noch ein zweites Treffen geben würde. 59 Namslauer trafen sich - zum Teil mit Ehepartner, Kinder oder Enkelkinder - am 4. Oktober in Neustadt an der Dosse. (s. Bericht auf Seite 51) Dieses Treffen ging auf die Initiative von Frau Margarete Fußy und Frau Edeltraud Hoppe zurück. Vielen Dank dafür. Ich würde mich freuen, wenn sich auch in anderen Teilen Deutschlands Landsleute zusammenfänden, um vor Ort ein Treffen zu organisieren. Der Vorstand unterstützt solche Vorhaben in jeder Hinsicht.

67 Jahre nach der Flucht und Vertreibung zählt unsere Gemeinschaft noch immer knapp 950 Mitglieder. Ich danke Ihnen für Ihre Treue zu unserer schlesischen Heimat. Auch wenn wir weniger werden, das Wissen über unsere Heimat bleibt in vielen Bereichen über das Internet aber auch über den NAMSLAUER HEIMATRUF weiterhin erhalten. So haben sich im vergangenen Jahr ca 13900 neue Besucher auf unserer homepage www.namslau-schlesien.de über unsere Heimat informiert.

Unsere Mitglieder erfahren in erster Linie über den NAMSLAUER HEIMATRUF Altes und Neues aus der Heimat. - Dass dies möglich ist, verdanken wir dem Landkreis Euskirchen, der uns bei der Erstellung behilflich war.

Bedanken darf ich mich aber auch bei unserem „Patronenkel“ Herrn Landrath Günter Rosenke und seinem Team, dass wir auch in diesem Jahr unser Heimattreffen wieder in einem würdigen Rahmen feiern konnten.

So wünsche ich Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest und für 2012 alles Gute Ihr



Weihnachten im Reichthaler Ländchen

Die innigste Zeit im Jahresrund kündigte sich an mit klirrender Kälte und knirschendem Schnee. Da hörte man im Ofen die Holzkloben krachen und knistern und spürte die strahlende Wärme, die von den bunten und weißen Kacheln ausging. Es dunkelte zeitig, um vier Uhr wars fast finster. Nun wurden die Petroleumlampen angezündet. Zeit der Näh- und Flickarbeiten, Zeit des Strümpfestrickens und Feder-schleißens. Zeit für das große Kuchenbacken. 50 bis 60 Bleche Streuselkuchen waren auf den Bauernhöfen keine Seltenheit. Kurz vor dem Weihnachtsfest noch Mohnkuchen, Strietzel, Käsekuchen und Baben. Zuletzt waren die Speise- und Mehlkammer, das „Gewölbe“ und alle Stuben voll Kuchen. Wie das duftete! Der Heilige Abend war für die Hausfrau ein Arbeitstag: Die Mohnklößel waren fertig und standen im „Bunzeltopp“ zum Setzen und zur Kühlung im Keller. Der Karpfen, in Stücke zerlegt, erwartete seine Metamorphose als Höhepunkt des Festmahls in einer großen Schüssel. Seine Goldschuppen in der Geldbörse versprachen Glück im kommenden Jahr. Berge weißer Würste ringelten sich in einer anderen Schüssel. Und die verheißungsvollen Düfte von Sauerkraut und Biersoße kündeten im ganzen Hause von bevorstehenden Gaumenfreuden.

Endlich war es so weit. In Reichthal, in Droschkau und in allen anderen Dörfern des Ländchens riefen die Kirchenglocken zur Christnacht. Aus allen Gassen strömten die Menschen in die Gotteshäuser. In grünen Joppen mit Hirschhornknöpfen, tief in die Stirn gezogenen Schirmmützen und bunten Wollschals die Männer, die Frauen eingehüllt in ein dickes Fransentuch, bunt oder schwarz. Jungen und Mädchen, klein und groß, mit gestrickten Pudelmützen und dicken zwei links zwei rechts gestrickten Strümpfen, so stapften sie in Grüppchen oder zu zweit durch den Schnee, frisch gefallen und pulverleicht. Viele Kirchenbesucher kamen ein-

spännig oder zweispännig in einfachen Kastenschlitten aus den Dörfern und Gutsbezirken, manche hockten auf den Kufen oder hinterm „Schieblich“, eine Handlaterne als Schlußleuchte in der Faust. Mit Schellengeläut fuhren die Herrschaftsschlitten zur Kirche. Auf dem Bock saß der Kutscher in Livree und Pelzmütze. Die Gutsherrenfamilie, dick in Pelze gehüllt, grüßte leutselig nach allen Seiten. Beim vollen Geläut aller Glocken im Turm drängten Arm und Reich in die Kirche, freundlich willkommen geheißen vom Kirchendiener mit Backenbart und Gehrock. Bald waren alle Bänke eng besetzt, sogar auf dem „Herrschaftschor“, was dem hochgeachteten Geistlichen Gelegenheit verschaffte, seiner besonderen Freude darüber Ausdruck zu geben.

Die Gottesdienstbesucher hatten Kerzen mitgebracht und zündeten sie an, denn die Kirche hatte kein elektrisches Licht. Oben auf dem Orgelchor machte der Bälgetreter so tüchtig Luft, daß es zischte. Der Organist rutschte auf seiner Orgelbank hin und her, bis er exakt in der Mitte saß, zählte die Häupter seiner Chorsänger, warf einen Blick auf die Noten zum Choralvorspiel, zog klappernd die Register, rieb sich die Hände warm - die Kirche konnte nicht geheizt werden - und mit vollem Orgelwerk sandte er das jubelnde Signal zum Beginn des Weihnachtsfestes in die Menge. Aus voller Kehle schmetterte die ganze Gemeinde „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Alle Kerzen an den beiden hohen Weihnachtsbäumen links und rechts vom Altar, auf den beiden vielarmigen Kronleuchtern im Schiff und auf den Banksimsen vor den Gläubigen leuchteten warm und hell, und sogar draußen vor der Kirche auf den Gräbern erstrahlten Kerzen auf kleinen Christbäumen. Ihr zitternder Glanz zeichnete schwarze Filigranmuster in den blendend weißen Schnee. Weihnachten im südöstlichsten Zipfel von Niederschlesien. Weihnachten im Reichthaler Ländchen.

aus „Das Reichthaler Ländchen“ von Ursula Lange

Eva Hönick

Dreimal Weihnachten

Der Lichterbaum strahlte. Es war die größte und schönste Edeltanne, die man bekommen hatte. Sie war wunderschön geschmückt und mit sehr vielen Kerzen versehen.

Man hatte vorzüglich gespeist, denn man verstand zu kochen und hatte Hilfskräfte. Alle waren glücklich, weil man beieinander war: Frau Hartwig mit ihrem Mann, Sohn und Tochter mit ihren Ehegefahren und Kindern. Eine große, einander wohlgesinnte Familie.

Es herrschte eine angeregte fröhliche Stimmung. Alle freuten sich über ihre Geschenke, die reichlich, allzu reichlich da waren. Die Tochter liebäugelte mit ihrem Smaragd-Armband, der Sohn blätterte in seinen teuren Kunstdruckbüchern, viele wertvolle Geschenke für alle lagen überall herum. Die Kinder hatten zu ihrem Überfluß an Spielsachen wieder Neuere und Schöneres dazubekommen. Warum sollte man den Menschen, die man liebte, nicht Freude machen? Man hatte ja Geld, man arbeitete und verdiente gut. Und man vergaß auch die Ärmere nicht. Und doch : Frau Hartwig war nicht ganz wohl bei diesem Überfluß, bei diesem ganzen übersteigerten Leben. Sie saß ein wenig still in ihrem Sessel, und ihre Gedanken wanderten rückwärts - 45 Jahre. Dabei sah sie verstohlen und liebevoll ihren Sohn an. Denn ihn und sie betraf dieser dunkle Weihnachtsabend vor 45 Jahren. Es war in einem kleinen Ort in Schlesien, wohin man sie evakuiert hatte, damit sie ihr Kind ohne Angst und Grauen der Bombennächte zur Welt bringen könne. Denn die Kinder waren Deutschlands Hoffnung und Zukunft. Ihre Sorgen allerdings

wurden mit evakuiert, Sorgen um den Mann an der Front und die Angehörigen. Am Heiligen Abend lag sie allein in einem kleinen dunklen Zimmer des stark verdunkelten einzigen Krankenhauses der Stadt und kämpfte schon seit zwei Tagen mit den Wehen. Es sollte eine komplizierte Geburt werden. Der einzige Arzt des Ortes, der noch nicht an der Front war, und die Hebamme waren in dem überbelegten Krankenhaus und in der Stadt beschäftigt. Eine trübe Kerze beleuchtete schwach das Zimmerchen, denn das elektrische Licht war ausgefallen. Heute, am Heiligen Abend, war Frau Hartwigs Geburtstag, und sie hoffte sehnlichst ihr Kind als Geburtstagsgeschenk zu bekommen. Ganz leise und von fernher hörte sie Weihnachtsgesang der Schwestern. Ab und zu schaute die Hebamme nach ihr. Sie hatte trotz aller Qual und Schmerzen viel Zeit, an ihr Kind zu denken und sehnte sich nach ihm.

In der letzten Stunde saß die Hebamme an ihrem Bett, denn es sah nicht gut aus für das Kind, fast wäre es tot geboren.

Der Arzt war nicht aufzutreiben, und Narkosemittel waren sowieso nicht vorhanden. Als die Qual beendet war, und das Kind den ersten Schrei tat, da schlugen die Uhren die Mitternacht des Heiligen Abends. Frau Hartwig hatte ihr Geburtstagsgeschenk und schief erschöpft und selig ein. -„Prost Mutter!“-. Damit rief ihr erwachsener Sohn sie in die Gegenwart zurück, brachte ihr ein Glas Wein und stieß mit ihr an. Ihr Blick fiel wieder auf den strahlenden Lichterbaum. Und damit wanderten ihre Gedanken erneut zu einem anderen dunklen Weihnachtsabend, den nur ein paar kleine kümmerliche Kerzen erhellten. Trotz Not und Tod und Schmerzen und unbesiegbarer Jugendhoffnung, hatte es noch einmal einen Kriegs-Weihnachtsabend gegeben.

Frau Hartwig war jetzt mit ihrem einjährigen Sohn in einem Sudeten-Dörfchen untergebracht. Heim und Habe hatte ihr der Krieg inzwischen genommen. Sie wohnte in einem kleinen, dürftigen und einsamen Gasthof weit außerhalb des Dorfes. Die Wirtin lebte zwar noch dort, aber es kam fast nie mehr ein Gast. Und am Heiligen Abend war sie ins Dorf gegangen, weil es ihr zu einsam war. Frau Hartwig bewohnte ein riesiges Gastzimmer, dessen Dunkelheit von einer nackten elektrischen Birne hoch oben an der Decke schwach durchbrochen wurde, und dessen altersschwacher Ofen den Raum nie erwärmen konnte. In einer Ecke standen als Mobiliar nur ein Bett, ein Kinderbett und ein langer, roher Gasthaustisch.

Diesen in seiner kahlen Dunkelheit geradezu unheimlichen Raum konnte Frau Hartwig nur durch eine kleine Tanne, die sie aus dem Wald geholt hatte, weihnachtlich gestalten. Drei kleine Kerzen hatte sie auftreiben können, um die traurige Einsamkeit ein wenig zu verscheuchen. Als sie sie anzündete und ihr Kind auf dem Arm hielt, da glänzte das kleine Gesicht vor Freude, die Augen strahlten selig und der Mund, der zu dieser Zeit die ersten Worte versuchte, formte die Laute „.chch“. „Licht“ war eins der ersten Worte, das ihm in der damaligen dunklen Zeit in seiner ganzen Bedeutung aufgegangen war. -

„Du bist so still, Mutter, gefällt es dir nicht?“. Der große Sohn legte seinen Arm um ihre Schulter. „Doch, doch“, sagte sie, „ich habe bloß einen kleinen Trip in die Vergangenheit gemacht. Weißt du, ich finde, wir müßten doch etwas bescheidener werden“.

Der Sohn sah sie ziemlich verständnislos an. „Ja, ja“, dachte sie, „sie verstehen es nicht. Wie sollten sie auch. Jede Generation hat ihre eigenen Probleme. Das Problem dieser Generation ist der Überfluß“.

HANNA STEPHAN

Die Glocke

Über unserer Stadt läutet — sonnabends zur Vesper und sonntags zu den Gottesdiensten — eine Glocke, die mit ihrem hohen Cis und dem schönen erzenen Klang wohl zu vernehmen ist, wenn man darauf aus ist, sie zu hören. Aber es sind jetzt nicht mehr viele, die, wenn der Sonntag eingeläutet wird, den Kopf heben oder gar das Fenster öffnen oder, wenn der Weg von ihrer Arbeit sie nach Hause führt, stehen bleiben, um zu lauschen und zu sagen: Ja, das ist sie. Und in dem Getön der Sonntagsglocken, die von den drei Kirchtürmen ineinander klingen, geht ihre Stimme fast verloren. Aber sie ist da — sehr hoch, sehr leicht, sehr schwingend, die Glocke der Liebe. Sie hängt noch nicht lange da oben. Am ersten Advent des letzten Jahres wurde sie erst dort oben angebracht. Damals war es ein Fest, das fast alle, die in unserer Stadt noch ein warmes Herz bewahrt hatten, oder eine Frömmigkeit, oder ein Heimweh, eine verborgene Traurigkeit und Liebe, ein überwundenes oder auch nicht überwundenes Schicksal, in der Kirche zusammenführte, in deren Turm sie an diesem Tag zum ersten mal läuten sollte. Zum ersten mal? Zum vieltausendstenmal — denn die Glocke ist sehr alt.

Viele von denen, die gekommen waren, hatte ihr Heimweh in die Kirche getrieben, denn früher hatte die Glocke über dem Land Schlesien geläutet, und wenn sie diese eine auch noch nie gehört hatten, so war es doch eine Glocke von zuhause. Zuhause, das war ja nicht nur der eine Fleck auf Erden, um den ihre sehnsuchtsvollen Gedanken kreisten. Zuhause, das war und ist der Ort, an dem die Liebe wohnt. Aber viele waren auch nur ge-

kommen, um die beiden Menschen zu ehren, für die es wirklich die Glocke von zuhause war: den alten Herrn, der seit sieben Jahren in unserer Stadt wohnt, der mit seinem grünen Jägerhabit und mit seiner aufrechten alten Gestalt aus unseren Straßen nicht mehr fortzudenken ist, ihn, dessen klares und strenges Gesicht alles verschweigt, was nach Klage aussehen könnte, und alles ausdrückt, was sein schweres Schicksal ihn an Überwindung, Freiheit und Güte gelehrt hat. In seinem früheren Leben mag er ein Grandseigneur gewesen sein, ein Herr über seine Güter, ein Patron seiner Kirche, der, dem die Glocke gehörte wie seinen Vätern und Vorvätern. Jetzt ist er nur noch ein Mensch. Es ist schwer, in dieser Zeit ein Mensch zu sein, ohne Reichtum und Stellung, ohne Macht und Stimme, ganz ohne Gabe und Geltung, so wie sie ihm früher zur Verfügung gestanden hatten: Und doch fühlt auch der Einfachste sich geehrt und beschenkt, der ihm begegnet, so wie ich mich geehrt und beschenkt fühlte, als ich an diesem Tag neben ihm und seiner Tochter inmitten der Gemeinde sitzen durfte, die gekommen war, die Einweihung seiner Glocke zu feiern und sie zum erstenmal — zum vieltausendsten-mal — läuten zu hören.

Seine Tochter ist jenes Gutsfräulein, das im gefährlich feindlichen Land auf jene menschlichste Art Weihnachten gefeiert hat, als ringsum die Welt ohne Liebe zu sein schien. Obwohl auch sie nicht einen Pfennig ihr eigen nennt, ist es der Kraft ihres liebevollen Herzens gelungen, die Glocke ihrer Heimat, die verschollen war, zu suchen, zu finden und hierherzubringen.

So geschah es: Man hatte sie eingeladen, sich einen der neuen Filme anzusehen, die versuchen, das verworrene Bild der Gegenwart einzufangen, zu durchleuchten, zu deuten, das Schicksal der Menschen von heute, und

also auch das ihre. Der Film war, wie es nicht anders sein kann, gelungen und nicht gelungen, er war so wahr, wie der unverstandene Tag wahr ist, der heute und immer an unseren Augen vorüber gleitet und dem wir ausgeliefert sind. Aber plötzlich, während sie noch im Innern unberührt und nur mit ihrem wachen Interesse dem Spiel zusah, begann ihr Herz zu schlagen. Es hatte viel eher begriffen als sie selber, daß von dem, was eben an ihrem Auge vorüberglitt, ein Anruf an sie ganz allein ergangen war— ihre Liebe brannte schon, ehe sie noch selber wußte, was sie da eben gesehen hatte: Glocken waren das, große und kleine, eine unübersehbare Zahl, die dicht bei dicht auf einem leeren Platz an einem Fluß vor dem düsteren Hintergrund von Ruinen zusammengestellt waren, von Stacheldraht umzäunt und von Verbotstafeln gesichert —

Glocken, die nicht mehr, wie es doch ihre Bestimmung war, im hohen Gebälk der Türme ihr tönendes, jahrhundertealtes Leben verbrachten, sondern die stumm sein mußten, verschollen, tot. Diese Glocken alle hatten ihre ihnen angestammte Heimat verlassen, waren, von der Hand des allmächtigen Krieges gepackt, in die Zerstreuung gewandert, und zuletzt, da der Krieg zu Ende ging, ehe er auch sie in seinem gierigen Maul zerschmolzen hatte, hier zusammenschleppt worden, wie Gerümpel, alte Autos, Schrott oder Menschen, wie so vieles, was in den letzten Jahren Sinn und Sein verloren hatte. Das Fräulein sah nicht mehr, was sonst noch in dem Film geschah. Sie hatte einen Auftrag empfangen, den sie in den nächsten Monaten mit sich herumtrug, immer auf der Suche, wie sie ihn erfüllen konnte. Sie kannte keine dieser Glocken, die auf diesem riesigen Friedhof verkamen — und doch —; auch ihr Vater und sie hatten eine Glocke fortgeben müssen, als sie noch auf ihrem großen Gut in Schlesien saßen, die Glocke

der kleinen Holzkirche, die seit Jahrhunderten über dem Schicksal des Hofes und des Hauses, ja des ganzen Landes geläutet hatte. Obwohl sie damals versucht hatten, die Glocke vor dem Zugriff des Staates zu retten, der im Krieg nicht Glocken, sondern Kanonen brauchte — und ihr kostbares Erz würde laut genug brüllen, wenn es den Tod und nicht die Liebe verkündete —, war es ihnen nicht gelungen. So alt, so selten, so kostbar und so schön sie war, sie mußten sie eines Tages von ihrem Gestühl herunterholen, auf den großen Milchwagen laden und sie, mit einem Tannenzweig umwunden, den Weg in den Krieg antreten lassen, den sie nur bis zum Güterbahnhof verfolgen konnten, wo der Soldat bereit stand, der sie mit einer Ehrenbezeugung von dem Fräulein entgegennahm. Sie war die erste, die den Hof verlassen mußte; bald folgten die andern, die Hofleute, die Knechte und Mägde, der Herr und das Fräulein. Das Schloß und die Kirche verbrannten, das Land, über dem die Glocke in Glück und Not geläutet hatte, war ein verlorenes Land. Das Fräulein saß, vom Bild des Glockenfriedhofs und von Heimweh erfüllt, an den Abenden über den Bildern ihrer Heimat, sie hatte die Glocke damals, als sie von ihr Abschied nahmen, in vielen schönen Bildern aufgenommen, die sie nun vor sich hinbreitete. Als ob sie wieder, wie damals, mit ihren Fingern das glatte, kühle Glockenerz abtastete, fühlte sie ihre edle Form nach, die große Wölbung, die sich zum Gesang öffnete und die nun verstummt war, die barocken Bogen des Bügels, in denen das Schwingen von Jahrhunderten saß; die kostbare Renaissancekante, mit der der Glockengießer ihren Saum geschmückt hatte, und Buchstaben um Buchstaben und Wort für Wort den lateinischen Spruch, der ihr den Sinn gegeben hatte: „Sit nomen Domini.benedictum ex hoc nunc et usque in Saecula Saeculorum — Der Name des Herrn sei gelobt von nun an bis in Ewigkeit.“ Darunter

stand die Zahl 1519 und der Name des Meisters: Sigmund Goetz. Zuletzt ruhte ihre Hand in der kleinen Wunde, die die Glocke an ihrem äußersten Rand davongetragen hatte, als ungeübte Hände sie von ihrem Turm herablassen mußten. Das Bruchstück hatte sie damals verwahrt, aber mit allem andern war es verlorengegangen; es galt nicht mehr als der Splitter einer Bombe oder eines zersprengten Geschosses, das in die Erde getreten war. Dem Fräulein war es klar, daß, was sie wollte, schwer zu erreichen sein würde. „Es kann nicht gelingen,“ sagte ihr Vater, dessen Herz nicht mehr so heftig schlug wie das ihre. „Es muß gelingen,“ sagte sie. Und es gelang. Die Filmgesellschaft verriet ihr, wo sich der Begräbnisplatz der verschollenen Glocken befand; Menschen fanden sich bereit, ihre Pflichten für die Zeit zu übernehmen, die sie fort sein mußte, und Freunde, deren sie viele hatte, luden sie Stück um Stück den Weg entlang ein, der kurz ist für jemand, der die großen Züge benutzen kann, die uns von heute auf morgen hintragen, wohin wir nur wollen, aber weit für jemand, der kaum seine täglichen Sorgen bestehen kann.

Jedenfalls fand sie sich an einem Regenmorgen vor jenem Stacheldrahtzaun mit seinen Verbotsschildern im Freihafen der großen Stadt und sah die Glocken. Es waren auch jetzt noch unübersehbar viele, kleine und große, ja riesige Glocken, die einen Menschen weit überragten. Sie standen dicht beisammen, so daß sich Saum um Saum fast berührte, dazwischen waren Wege und Straßen, Nummern und Schilder, wie auf einem Friedhof. Sie stand hinter dem Stacheldrahtzaun und zweifelte nun selber, ob unter den vielen Glocken auch die ihre sei, und wenn, ob es ihr wohl je gelingen könnte, sie herauszufinden. Hundertundzehntausend Glocken waren auf diesem Platz einmal beisammengewesen. Sie

mußte sich nur das Geläut all dieser Glocken ineinander vorstellen — und ihr Herz und ihre Phantasie waren groß genug, dies zu versuchen —, so zitterte sie wie die Erde bei einem Erdbeben oder wie Engel zittern mögen, wenn die himmlischen Chöre ertönen. Aber von diesen hundertundzehntausend Glocken waren neunzigtausend zu Kanonen umgegossen, und das Entsetzen, das sie packte, wenn sie an ihre veränderten Stimmen und an das Gebrüll von Haß und Tod dachte, das sie über die Welt ausgespien hatten, war unerträglich für sie, die den Krieg so nahe und wirklich miterlebt hatte. Himmel und Hölle und der große Streit ihrer Stimmen umdröhnten sie. Wenn sie die Augen schloß, so daß sie die im Regen glänzenden Leiber der Glocken nicht mehr sah, jagten in wirren, sich überdeckenden Bildern die vergangenen Jahrhunderte vorüber, über denen diese Glocken geläutet hatten, die Kriege und die Landschaften des Friedens, die sie ablösten, die Erntefeste und Hungersnöte, die aufwachsenden und zusammenstürzenden Städte, die festen Mauern und Türme, die nicht mehr waren, Jubelfeste und Begräbnisse,, Tänze und Tod. Und sie sah die Menschen selber, die einmal diesen Glocken gelauscht hatten und die längst von ihnen zu Grabe geläutet waren, die Heiligen und die Verdammten, die Frommen und die Zweifler, die glücklichen Bürger reicher, ewig gleichbleibender Jahrzehnte und die andern, die im Wirbel des Untergangs gelebt hatten. Sie sah, als knieten sie alle zugleich unter dem Glockengeläut, die unzähligen Bräute, die ihr Leben unter den Glocken begonnen hatten, die Kinder, die sie geboren, und die alten Frauen, die sie gleich darauf selber geworden waren, die Heere der jungen Soldaten, die in der Uniform aller Zeiten von den Glocken hinausgeleitet worden waren, um im fremden Feld zu sterben, und die stillgewordenen Gesichter der Alten, die erkannt hatten, daß tau-

send Jahre wie ein Tag sind und wie eine Nachtwache und daß nur bleibt, was die Glocken läuten: „Sit nomen Domini benedictum ex hoc nunc et usque in Saecula Saeculorum.“

In dem Brausen der Bilder und Glocken, die das Fräulein umrauschten, klang tröstlich diese eine Stimme mit, die Stimme ihrer eigenen Glocke, das hohe Cis, das seit ihrer Kindheit über ihr und in ihr gewesen war. Die Bilder wandelten sich, nun zog sie selber mit den Millionen auf den Fluchtstraßen durch Eis und Schnee — und wenn sie ihn auch tage- und wochenlang vergaß, so war doch dieser Trost in ihr: Sie wanderte gleichsam der Glocke nach, die vor ihr den Weg ins Nichts angetreten hatte, vor ihr hinter diesem Stacheldrahtzaun angekommen war, vor dem sie stand, von Gesichtern und Klängen zerrissen, dennoch beruhigt in der Gewißheit, am Ziel zu sein. Es war das Ziel, die nächsten Tage erwiesen es. Wie sie es fertiggebracht hatte, den Stacheldrahtzaun der Bürokratie, der gestrengen und getreuen Beamten dieser und jener Zunge zu überwinden, bleibt ihr Geheimnis — sie lacht, wenn sie davon spricht, und es wird dies Lachen und zugleich die Inbrunst ihres Willens gewesen sein, mit denen sie Menschen, die sonst nur nach Zahl und Listen lebten, überzeugte, daß es nichts Wichtigeres gab, als ihr zu helfen. Es erwies sich, daß man beschlossen hatte, den Rest der Glocken zu retten, sie nach ihrem Alter und ihrer künstlerischen Bedeutung und, soweit sich das feststellen ließ, auch nach ihren Heimatorten zu ordnen. Und so wurde dem Fräulein das Suchen erleichtert, weil ihre Glocke zu den ältesten gehörte und also unter einer Gruppe ähnlich alter und ähnlich schöner Glocken zu suchen war.

Das Stacheldrahttor öffnete sich vor ihr und schloß sich wieder hinter ihr, sie war allein, allein zwischen den

Glocken. Einige überragten sie weit, während sie durch die engen Straßen schritt, andere reichten ihr bis zur Schulter, bis zu den Hüften oder unter die ausgestreckten Hände. Sie glänzten naß im Rieselregen, an den Bügeln hingen die Tropfen wie Perlen oder Tränen, und auch das Gesicht des Fräuleins war naß, das Glück brach aus ihren Augen, denn dort hinten stand eine Gruppe Glocken beieinander, hoch wie siebenjährige Kinder, mit ihren grünbraunen, regenblanken Umhängen und den barocken Hauben einander ähnlich wie Geschwister. So hatte ihre Glocke ausgesehen, sie erkannte sie sofort. Sie kniete schon bei ihnen, wischte den verkrusteten Staub aus den Buchstaben, dem der Regen nichts anhaben konnte, und las und suchte. 1522 — 1527 - 1539 -und immer den Namen: Sigmund Goetz — Sigmund Goetz — Sigmund Goetz.

Dann sah sie die Wunde, die kleine Bruchstelle am Rand der Glocke, sie bückte sich und legte ihren Finger hinein — sie brauchte die Inschrift nicht zu lesen: Sigmund Goetz 1519 — Sit nomen Domini benedictum ex hoc nunc et usque in Saecula Saeculorum.

Wir müssen sie allein lassen mit ihrer Glocke; was nun geschah, geht sie allein etwas an. Inmitten des Glockenfriedhofs war sie heimgekehrt, hatte sie die Bestätigung ihrer Liebe, ihres Glaubens und ihres Vertrauens gefunden. Die Glocke war wirklich und unwirklich zugleich, eine Realität und ein Zeichen, das Fräulein nahm sie an diesem Tag, der einer aus der vorüberfließenden Ewigkeit war, als solches an. Sie selbst stand zwischen all den Glocken mitten in der Ewigkeit und hatte doch ihre Heimat wiedergefunden,

Sie finden und zurückgewinnen war zweierlei, erzählte später das Fräulein, es gibt Beamte des Staates und

Beamte des lieben Gottes, und beide sind gestrenge Herrn. Aber es gelang, und in unserer Stadt wurde die Leihgabe dieser Glocke, die neben zwei fremden und viel jüngeren Schwestern ins Gestühl der Hauptkirche gehängt werden sollte, mit Freuden angenommen, denn der darüber zu sagen hatte, verstand, welches Zeichen ihm und seiner Gemeinde damit gegeben war. „Usque in Saecula Saeculorum!“ ruft die Glocke und bettet das unverstündlich schwere gegenwärtige Schicksal in das Sinnvolle aller Zeiten. Ich sagte schon, welch großes Fest es war, als die Glocke geweiht wurde, ein Fest der Flüchtlinge, aber auch der Einheimischen, denn längst ist der alte Herr, der Patron seiner Glocke, der Stadt eingewachsen, und das Fräulein ist hier zuhause. Auch die Glocke ist es, so sehr, daß man sie fast vergißt. Sie ruft über unserer Wochenvesper und unsern Sonntagen, und für den, der darauf achtet, tut sie immer noch einen Schlag nach, wenn ihre großen und lauterer Schwestern schon stumm geworden sind. Das macht der Kirchendiener, der von solchen Dingen etwas weiß: Er läßt die Glocke ihr besonderes Wort sagen, für den Herrn, der etwa nicht zur Kirche kommen konnte, weil er alt ist, für das Fräulein, das Sonnabendabends im Fenster lehnt und darauf wartet, für uns alle, die wir es nötig haben, solches zu hören. Der Kirchendiener tut es, weil er mehr versteht als andere, und vielleicht auch wegen der Flasche Wein, die das Fräulein ihm geschenkt hat, als Neujahr war.



Weihnachtsaktion 2012 - KtoNr. letzte Seite

Unsere Heldeninsel

von Bürgermeister a.D. Dr. Ernst L o b e r

„Unsere Heldeninsel“, nannten wir sie; wir waren stolz auf sie und wir liebten sie: die Insel am Ausgang des Weidebruchs, die das den Toten des ersten Weltkrieges gewidmete Denkmal trug mit der Inschrift an der Stirnseite: „Unseren Helden“.

Ich weiß: Man spricht und hört heut nicht gern von Helden. Als Soldat beider Weltkriege weiß ich auch, daß

gewiß nicht jeder der Millionen Gefallenen ein Held war. Daß aber die deutsche Wehrmacht beider Kriege in ihrer Gesamtheit jahre-



lang einen heldenhaften Kampf gegen eine erdrückende Übermacht an Menschen und Material gekämpft hat, wird wohl überall anerkannt, auf jeden Fall von den Soldaten unserer damaligen Kriegsgegner.

Es war nach meiner Erinnerung übrigens auch nicht so, daß die Stätte des Gedenkens an die Kriegstoten Heldeninsel genannt wurde wegen der Inschrift am Denkmal. Diese Bezeichnung war vielmehr in Übung, lange bevor das Denkmal errichtet wurde. Wer sie geprägt hat, weiß ich nicht. Sie war eben da und war bestimmend für die Wahl der Denkmalsinschrift.

Die andere heut so oft aufgeworfene Frage: Wozu Gefal-

lenenehrung? Hat sie noch einen Sinn? Hatte sie überhaupt je eine Berechtigung? Ich meine: Ob ein Tun oder eine Haltung Sinn hat oder nichts läßt sich nur aus der jeweiligen Einstellung des Menschen zu den Zeitverhältnissen und dem Zeitgeschehen ihrer Tage beurteilen. Zur Zeit des ersten Weltkrieges war im Bewußtsein der Menschheit der Krieg ein unvermeidbares, immer wiederkehrendes Unheil, gegen das man sich schützen und wehren mußte, so gut man konnte.

Nicht anders war es zu Beginn der Menschheitsgeschichte, als Familien, Sippen und Stämme um das tägliche Brot kämpften im Kampfe Mann gegen Mann, bei dem offenkundig wurde, wer der bessere Kämpfer, der Held, war. So blieb es im Grunde trotz aller Veränderungen durch die Jahrtausende bis in die Gegenwart; denn auch in unseren Tagen brachte trotz aller modernen Waffen mit ihrer Fernwirkung vielfach erst oder nur der Kampf Mann gegen Mann, der Nahkampf, die letzte Entscheidung. Es will mir durchaus „menschlich“, d.h. der menschlichen Natur entsprechend erscheinen, daß immer wieder die Überlebenden die Toten ehrten und ihnen dankten in dieser oder jener Form, und auch durch Denksteine und Mahnmale .

Es kann sein, daß es einmal ein Leben auf dieser Erde ohne Kriege geben wird. Das glauben oder hoffen wir heute angesichts der Zerstörungskraft der Atomwaffen. Vor einem halben Jahrhundert aber ging die allgemeine Überzeugung noch dahin: Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben. Darum war es Brauch in den Städten und Dörfern, den gefallenen Söhnen, deren Zahl niemals zuvor so gewaltig gewesen war, ein sichtbares Zeichen des Gedenkens zu setzen.

Wie vielerorts ist auch in unserem Namslau der Anstoß dazu schon bald nach Kriegsende aus der Bevölkerung gekommen. Zu Beginn meiner Tätigkeit hatte der Plan

eines Kriegerdenkmals am Ende des Weidebruches oberhalb der Promenade nach dem Stadtpark bereits feste Formen angenommen. Es ist mir nicht bekannt, wer als erster diesen Gedanken ausgesprochen hat. Ich weiß nur, daß im Jahre 1923 vor allem die Namslauer Ortsgruppe im „Heimatverband Schlesien“ Verfechter des Planes war und daß an ihrer Spitze vornehmlich 3 Mitbürger sich für seine Verwirklichung einsetzten: Schornsteinfegermeister Arthur H o s e m a n n , Kürschnermeister Erich Kusche und Kaufmann Viktor K u l o z i k , der allerdings schon bald von Namslau verzog.

Sicher waren das nicht die einzigen Verfechter des Gedankens, mir sind aber weitere Namen nicht mehr in Erinnerung. Vielleicht kann der eine oder andere meiner Leser meinem Gedächtnis nachhelfen, so daß dabei auch der Name desjenigen Mitbürgers bekannt wird, auf den der Gedanke der „Heldeninsel“ zurückzuführen ist.

Damals sah die Landschaft oberhalb der Schleusenbrücke nicht so aus, wie wir sie aus den letzten Jahren in Erinnerung haben. Die Weide führte als Niederungsfluß immer viel Schlamm mit sich, der sich Jahr für Jahr vor dem Promenadendamm absetzte. Das Flußbett wurde immer flacher und morastiger, der schlammige Boden begünstigte das Ansetzen von Wasserpflanzen aller Art, die an vielen Stellen aus dem Wasser herausragten und den Kristallisationspunkt für kleine Inselchen bildeten. Die Ufer der Weidewiesen wuchsen immer weiter in das Wasser hinein, an ihren Rändern schoss das Schilf üppig empor, und alles zusammen begünstigte die Ansiedlung von Mücken, die sich sommers in dichten Schwärmen über Wasser und Wiesen tummelten und den Winter unangefochten im dichten Uferschilf überstanden. Da der Gefahr einer vollständigen Verkräutung und Versumpfung des Flußbettes durch die alljährliche „Weideräumung“ nicht begegnet werden konnte, entschloß sich die Stadt

nach Beendigung des Krieges zur Durchführung umfangreicher, jährlich wiederkehrender Wasserarbeiten, die auch der Flußbadeanstalt zugute kommen sollten. Mit Hilfe von langen Pfählen und Faschinen wurden feste Ufer geschaffen, ein eigens zu diesem Zweck angeschaffter Bagger vertiefte die Flußsohle und das Baggergut (Schlamm, Wurzeln, Steine, Pflanzen u. a.) wurde hinter den Uferwänden angeschüttet.

Schon nach 2-3 Jahren zeigte sich ein Erfolg der Arbeiten, nach weiteren 2-3 Jahren schimpfte niemand mehr über „diesen neuen Unfug“ und nach einer Reihe weiterer Jahre bot sich dann das Bild, das wir in der Erinnerung haben: weite, saubere Wasserflächen, feste Ufer, schöne Wiesen, mit Erlen bestandene Buschflächen, der sonnige Sandstrand und dahinter die schattige Liegewiese auf der Insel gegenüber der Badeanstalt, die mit Erlen bestandene Insel an der Böhmwitzer Grenze und die Heldeninsel.

In der ersten Zeit wurde natürlich recht heftig über den „neuen Unfug“ geschimpft, sowohl im Rathaus wie draußen. Die „parlamentarische Opposition“ richtete sich hauptsächlich gegen den Baudezernenten, den Ratsherrn Oscar T i t z e, und sie entzündete sich daran, daß er den Bagger gekauft hätte, ohne vorher die Stadtverordneten-Versammlung zu fragen.

Natürlich wurde der Bagger in der ersten Zeit gebührend bestaunt und bewundert. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, jedenfalls wurde erzählt: Eines Tages hätten Spaziergänger auf der Schleusenbrücke einen Mann beobachtet, der unter ständigem Kopfschütteln leise vor sich hingemurmelt habe. Als er nach einer Stunde noch immer so dastand, hätten die Spaziergänger ihn gefragt, ob ihm etwas fehlte. Er hätte abgewinkt und weiter gemurmelt. In diesem Augenblick hätte der Bagger aufgehört zu arbeiten und der Gefragte hätte gesagt; „Entschuldigen Sie,

aber ich wollte mal zählen, wieviel Eimer der Bagger hat. Ich hätte das nie für möglich gehalten, es sind 734.“

So sah es aber aus, als die Insel, die das Denkmal tragen sollte, aus dem Hasser herauswuchs. Bei niedrigem Wasserstand war sie als flacher Rücken zu erkennen, der nur wenig über das Wasser hinausragte und dessen Umrisse sich im Wasser verloren. Manchmal zeigten sich nur einzelne Buckel und bei Hochwasser konnte man nur ahnen, bestenfalls an der Strömung oder der Färbung des Wassers erkennen, daß dort etwas emporwuchs. Es gehörte schon Mut dazu, den Gedanken zu fassen und zu vertreten, an dieser Stelle ein Denkmal zu errichten. Es hat auch nicht an warnenden Stimmen gefehlt, die das Vorhaben als abwegig erklärten und ihm ein schlimmes Ende voraussagten. Außerdem wurde eingewendet, ein Kriegerdenkmal gehöre an eine belebte Stelle, z.B. auf den Ring oder an eine Durchgangsstraße, wo es von vielen Menschen gesehen werde, nicht aber in eine so wenig begangene Gegend außerhalb der Stadt.

Der Gedanke der Denkmalsinsel muß aber irgendwie faszinierend gewirkt haben, denn er fand nicht nur überwiegende Zustimmung, sondern vor allem ungezählte freiwillige Helfer in allen Schichten der Einwohnerschaft. Die Stadt ließ von der Promenade am „Eierbergel“ eine Brücke nach der Insel schlagen und Feldbahngleise darüber legen und nun wurde von überall her Asche, Müll, Bauschutt, Erde und anderer Abfall herangefahren und herangekarrt und in der guten Jahreszeit waren fast alltäglich, besonders nach Feierabend, viele hilfreiche Hände damit beschäftigt, das Material auf die Insel zu schaffen und dort zu verteilen.

Vereine, Verbände, Jugendgruppen, Betriebe und Einzelpersonen beteiligten sich daran, es wurde wirklich eine Gemeinschaftsarbeit, an der die ganze Stadt Anteil nahm.

Zuerst erschien es allerdings lange Zeit, als würde die

Arbeit vergeblich bleiben. Eine Kipplore nach der anderen wurde auf der Insel entladen, immer wieder tuckerte der Bagger und brachte das Baggergut nach der Insel, aber sie wollte und wollte nicht aus dem Wasser herauswachsen. Im Gegenteil! Wiederholt brachen an verschiedenen Stellen die Faschinenwände zusammen, das Ufer rutschte ins Wasser und mit ihm das mühsam auf die Insel gebrachte Aufschüttungsmaterial.

Doch schließlich wurden Arbeit, Mühe und Ausdauer belohnt: Nachdem eine doppelte Faschinenwand angelegt worden war, wuchs die Insel zusehends immer mehr aus dem Wasser heraus und eines Tages war es dann soweit, daß sie auch bei Hochwasser nicht mehr überflutet wurde. Die Oberfläche wurde planiert, mit Mutterboden abgedeckt und mit Gras eingesät.

Nun hätte der Bau des Denkmals beginnen können, aber es fehlte an einem geeigneten Entwurf, weil man sich über die Gestaltung des Denkmals nicht recht einig werden konnte. Außerdem tauchten Finanzierungs-schwierigkeiten auf. Es gab damals zwar reichlich Geld, jedenfalls in Form der „Papiermark“, und manchem kam es nicht darauf an, für den guten Zweck einen Hunderter oder auch mehr zu spenden, die fortschreitende Inflation ließ aber die Rücklagen letzten Endes immer mehr zusammenschrumpfen oder richtiger gesagt: wertloser werden.

Man suchte nach einer wertbeständigen Anlage für die



gespendeten Beträge und glaubte, sie schließlich darin gefunden zu haben, daß man Zement kaufte, den man später beim Bau des Denkmals verwenden oder gegen anderes Material eintauschen konnte. Doch auch dabei ergaben sich Schwierigkeiten, und zwar nach meiner - nicht mehr ganz zuverlässigen Erinnerung in der Frage der geeigneten Lieferung für einen längeren Zeitraum.

Der Heimatverband, in dessen Händen nach wie vor die Denkmalsangelegenheit lag, entschloß sich daraufhin, mit Hilfe des eingelagerten Zements im Mittelpunkt der Insel einen großen Betonblock zu versenken als Fundament für das spätere Denkmale. Dagegen wurden zwar Bedenken laut, daß es misslich sei, einen Sockel zu errichten, bevor man wisse, wie das Denkmal aussehen und an welcher Stelle der Insel es stehen solle.

Es blieb aber damals wohl nichts anderes übrig, als so zu verfahren. Inzwischen war nämlich die Inflation zu Ende gegangen, niemand hatte Geld, jeder aber genug damit zu tun, sich selbst über Wasser zu halten. Die veränderten Verhältnisse bekam natürlich auch der Heimatverband zu spüren, der im übrigen seine Auflösung betrieb, weil er seine vor der oberschlesischen Abstimmung übernommenen Aufgaben als erledigt betrachtete. Aus diesem Grunde bat er die Stadt, die Denkmalsangelegenheit zu übernehmen und zu Ende zu führen.

Der Magistrat glaubte, dieser Bitte entsprechen zu sollen. Er war der Ansicht, daß an der Wahl des Standortes für das Denkmal festgehalten werden sollte angesichts des großen Echos, das dieser Plan gefunden hatte und im Hinblick auf die bisher geleisteten umfangreichen freiwilligen Vorarbeiten.

Die Stadtverordneten-Versammlung teilte diese Auffassung und meinte, daß die Denkmalsfrage nun möglichst rasch zu einem Abschluß gebracht werden solle, da seit Ende des Krieges schon eine Reihe von Jahren vergangen

sei. Tatsächlich hatte damals im Jahre 1925 die Mehrzahl der Städte und auch eine ganze Reihe von Dörfern bereits ihr Kriegerdenkmal.

Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag im Jahre 1926, als Herr Architekt Thomas aus Breslau zu mir ins Rathaus kam und wir zusammen mit dem Ratsherrn T i t z e zur Insel gingen. Wir erzählten ihm unterwegs die Vorgeschichte und auf der Insel sagte Herr Thomas nach kurzer Umschau, es sei ein schöner Gedanke, das Denkmal an dieser Stelle zu errichten, und ein reizvoller Auftrag, es zu entwerfen.

Er wisse auch schon, wie es aussehen solle: angesichts der von der Insel aus sichtbaren Baudenkmäler der Vergangenheit, nämlich der kath. Kirche, der Stadtmauer und des Krakauer-Torturmes sollte es kein figürliches Mal werden, sondern ein aus Backsteinen bestehendes turmartiges Bauwerk, überragt von einem als Mauerkrone ausgebildeten Feuerbecken.

Als Standort käme aber nicht die Inselmitte in Frage, sondern nur der ostwärtige Inselrand, und zwar auch deswegen, um die gesamte Fläche als Aufmarschplatz verwenden zu können.

Diese Vorschläge und der auf ihrer Grundlage angefertigte Denkmalsentwurf fanden die Zustimmung der städtischen Körperschaften und wurden auch in der Öffentlichkeit mit viel Beifall aufgenommen. Lediglich die Wahl des rückwärtigen Uferrandes als Standort des Denkmals begegnete dem durchaus verständlichen Einwand, daß damit ein gut Teil der Arbeit des Heimatverbandes, viel Idealismus, Gemeinschaftsgeist und Opferbereitschaft umsonst vertan seien. Das war gewiß ebenso richtig wie bedauerlich, aber letzten Endes fand man sich auch in den Kreisen des früheren Heimatverbandes damit ab in der Erkenntnis, daß die Auffassung des Architekten über den Standort des Denkmals richtig sei.

Es wurden aber auch noch einmal die Stimmen derer laut, die vor dem unsicheren Baugrund warnten und meinten, wenn das Denkmal schon an dieser Stelle errichtet werden sollte, dann nur in der Mitte der Insel, nicht dagegen am Ufer. Diesem Einwand begegnete Herr Thomas mit der Erklärung, daß die Gründung keine unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten bringen könne, sondern höchstens Mehrkosten.

Er schlug vor, eine Spezialfirma mit der Vornahme von Bohrungen und der Ausarbeitung von Vorschlägen für das Fundament zu beauftragen. Diese -eine Breslauer Firma, deren Name mir nicht mehr erinnerlich ist - machte auf Grund des Ergebnisses der Bohrungen den Vorschlag, das Denkmal auf einen breiten, nach meiner Erinnerung 20 oder 25 cm starken Betonkranz aufzumauern, der auf 4 je 9 Meter langen, in den Boden eingerammten Betonpfählen ruhen sollte.

Vor Beginn der Bauarbeiten war nun noch folgendes Problem zu lösen: Der im Mittelpunkt der Insel versenkte Betonklotz ragte etwa 10 - 15 cm über die Oberfläche hinaus und mußte wenigstens soweit beseitigt werden, daß der vorgesehene Rasen anwachsen konnte. Wie aber sollte das geschehen? Mit Hammer und Meißel war dem Block wohl nicht beizukommen und gegen eine Sprengung wurden lebhaft Bedenken geäußert bis zu der Befürchtung, es könne möglicherweise die ganze Insel auseinanderfliegen.

Und noch einmal entzündete sich an diesem Problem die Debatte, ob es nicht doch ratsamer sei, das Denkmal in die Mitte der Insel auf das vorhandene Fundament zu setzen. Da besann man sich, daß man doch Soldaten in den Mauern der Stadt hatte, die eigentlich in der Lage sein müßten, eine solche Sprengung fachmännisch und gefahrlos auszuführen.

Der Standortälteste, der damalige Rittmeister, spätere

Generalmajor L e u z e , war in seiner entgegenkommen- den, hilfsbereiten Art auch sofort bereit, ein Sprengkom- mando zu stellen, das dann auch seine Aufgabe ebenso gewissenhaft wie fachgerecht löste.

Nun konnte der Bau des Denkmals vor sich gehen. Das Fundament wurde in der geschilderten Weise von der Breslauer Firma hergestellt, das Mauerwerk aus dunk- len Klinkern von der Firma U r b a n & N e r l i c h und die Kunstschmiedearbeiten, nämlich Schwerter, Feuer- becken und Kranzhaken von der Firma Hermann A u s t . Bei den inzwischen angelaufenen Vorbereitungen für eine würdige Enthüllung des Denkmals bewegte mich in erster Linie der Gedanke, eine Form zu finden, die nie- mand Anlaß geben konnte, der Feier fernzubleiben. Das war gar nicht so einfach. Wie ich schon in anderem Zusammenhange geschildert habe, waren damals die politischen Gegensätze sehr viel schroffer, unversöhnli- cher und persönlicher als nach dem zweiten Weltkrieg. Wer die Zeit nicht selbst erlebt hat, kann sich kaum eine rechte Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die es bei einer solchen Vorbereitung zu überwinden galt.

Während eine Gruppe forderte: wenn das nicht so und so gemacht wird, kommen wir nicht, machte eine andere ihre Teilnahme von der entgegengesetzten Voraussetzung abhängig« Eine Gruppe wollte nur dann mitmachen, wenn eine bestimmte andere auch eingeladen würde. Gerade gegen deren Teilnahme aber verwahrte sich wieder eine andere Gruppe« Ich war wirklich heilfroh, als alles gere- gelt schien und auch die beiden großen Soldatenverbän- de „Stahlhelm“ und „Reichsbanner“ ihre Teilnahme zuge- sagt hatten, ohne an der Beteiligung des anderen Anstoß zu nehmen. Es war für die Denkmalsweihe ein Sonntag im Juli 1927 vorgesehen und alle Vorbereitungen waren getroffen, als mich kurz vor dem festgesetzten Termin die Nachricht erreichte, der basteiartige Vorbau am Denk-

mal zeigte einen durchgehenden Fugenriß bis in die anstoßenden Stufen hinein! Sollten die Warner also doch recht behalten?

Die sofort zusammengerufenen Sachverständigen meinten jedoch übereinstimmend, es handele sich um eine belanglose Sache. Fast jedes neue Bauwerk zeige solche Setzrisse. Sie seien ungefährlich und ließen auch keinen Schluß auf die Standfestigkeit des Denkmals selbst zu, da der Vorbau außerhalb des das Denkmal tragenden Sockels aufgemauert sei. Das erschien mir einleuchtend.

Umso größer war mein Schrecken, als mir am Sonnabend vor der Enthüllung mitgeteilt wurde: das Denkmal stellt schief. Ich lief natürlich sofort zur Insel und mußte feststellen, daß die alarmierende Nachricht stimmte. Es sah zwar nicht bedrohlich aus, aber es war deutlich zu sehen, daß das Denkmal sich nach Südosten, nach der Bockpromenade zu gesenkt hatte. Was nun? Es blieb wohl nichts anderes übrig als die Denkmalsweihe, die nicht mehr abgeblasen werden konnte, vorübergehen zu lassen in der Hoffnung, daß alles gutgehen würde.

Diese Hoffnung erfüllte sich» Der Sonntag war einer der heißen, flimmernden Sommertage, wie unser Klima sie uns sehr oft bescherte, die Beteiligung war außergewöhnlich stark und die Feier verlief programmgemäß« Die Insel konnte die Teilnehmer bei weitem nicht fassen, ein lichter Kranz von Menschen umsäumte sie auf der Promenade von der Bockecke über die Pfennig-Brücke, das Eierbergel und die Sichla-Höhe bis zur Schleusenbrücke. Am Abend wurde erstmals in dem Feuerbecken ein Feuer entzündet, das noch einmal eine große Menschenmenge auf die Beine brachte. Am nächsten Morgen wurde, obwohl sich das Denkmal nicht weiter gesenkt hatte, der Zugang zur Insel vorsichtshalber gesperrt. Es war gar keine schöne Situation, und ich konnte mir vorstellen, daß hier und da und dort sehr erheblich geschimpft wur

de über „die verrückte Idee, das Denkmal in den Sumpf zu setzen“ und daß es nicht an Stimmen fehlte die sagten: das habe ich mir gleich gedacht!

Nun, es blieb wohl nichts anderes übrig als der Versuch, das Denkmal wieder ins Lot zu bringen. Architekt Thomas, der bei der Denkmalsweihe sich von dem Zustand mit eigenen Augen überzeugen konnte, hatte natürlich sofort die Breslauer Firma alarmiert, die unverzüglich eine Besichtigung vornahm und sich ohne weiteres bereit erklärte, das Denkmal auf ihre Kosten wieder in die richtige Lage zu bringen.

Das glückte, ich möchte sagen, auf den Millimeter, und zwar auf folgendem Wege: zu beiden Seiten des Betonpfahles, der offenbar abgesackt war, wurden zwei noch längere Pfähle eingerammt, deren Köpfe mit einem breiten Betonband verbunden wurden, das leicht unter der Südostecke des Betonkranzes verlief.

Das Experiment ging von der Annahme aus, bei der Senkung sei der Betonkranz unversehrt geblieben, was die Sachverständigen daraus schlossen, daß das Mauerwerk des Denkmals keine Risse aufwies. Das Abfangen der Südostecke des Betonkranzes würde ein weiteres Absinken des Betonpfahles verhindern und das Denkmal würde infolge des eigenen Gewichtsdruckes auf die anderen Pfähle in die richtige Lage zurückkehren. So muß es wohl auch vor sich gegangen sein, denn das Denkmal stand nunmehr unverrückbar fest .

Die Insel wurde absichtlich von gärtnerischen Anlagen freigehalten bis auf die Uferbepflanzung mit Trauerweiden, die sich überraschend schnell entwickelten und schon nach wenigen Jahren mit ihren dichten, ins nasser hängenden Zweigen die ganze Insel abschirmten, so daß man sich in einem rings umschlossenen Raum wähen und ungestört seinen Gedanken überlassen konnte.

Hier herrschte immer wohltuende Stille, und die Zahl

derjenigen wuchs, die die Insel am Ausgang unseres Weidebruchs als würdige Stätte des Gedenkens an die im Weltkriege gefallene Söhne unserer Stadt liebten. Es gab wohl kaum jemand, der sich dem besonderen Reiz dieser Anlage entziehen konnte.

Viele auswärtige Besucher beneideten uns um diese Weihestätte. Und wenn an den Sommerfesten der Vereine und Verbände der Festzug durch das Wassertor über die Promenade nach dem Stadtpark marschierte, die Bochnigsche Kapelle an der Spitze des Zuges angesichts des Denkmals die Marschmusik abbrach und „das Lied vom guten Kameraden“ spielte, da gab es wohl niemand, der nicht des Krieges und seiner Opfer gedacht hätte; und wer selbst Soldat des ersten Weltkrieges gewesen war, erinnerte sich wohl so manches Kameraden, mit dem er einst marschiert war, mit dem er Not und Brot geteilt, der sich als guter Kamerad erwiesen hatte, weil auf ihn Verlaß war, und der nun nicht mehr mitmarschieren konnte im Frieden und bei Festen, weil er sein Leben hingegeben hatte, damit wir anderen unser Leben behalten konnten.

Ich bin sicher, daß in diesen Augenblicken gar mancher der Festzugsteilnehmer im Stillen der Wunsch und die Hoffnung bewegte, es möge nun, wenn schon nicht für immer, dann wenigstens für lange Zeit Frieden bleiben.

So war unsere Heldeninsel uns Denkmal und Mahnmal zugleich. So ist sie uns in Erinnerung geblieben, auch wenn unsere Augen sich ihrer nicht mehr erfreuen dürfen. Und so wird sie uns weiter in Erinnerung bleiben, auch wenn das Mal nicht mehr steht.

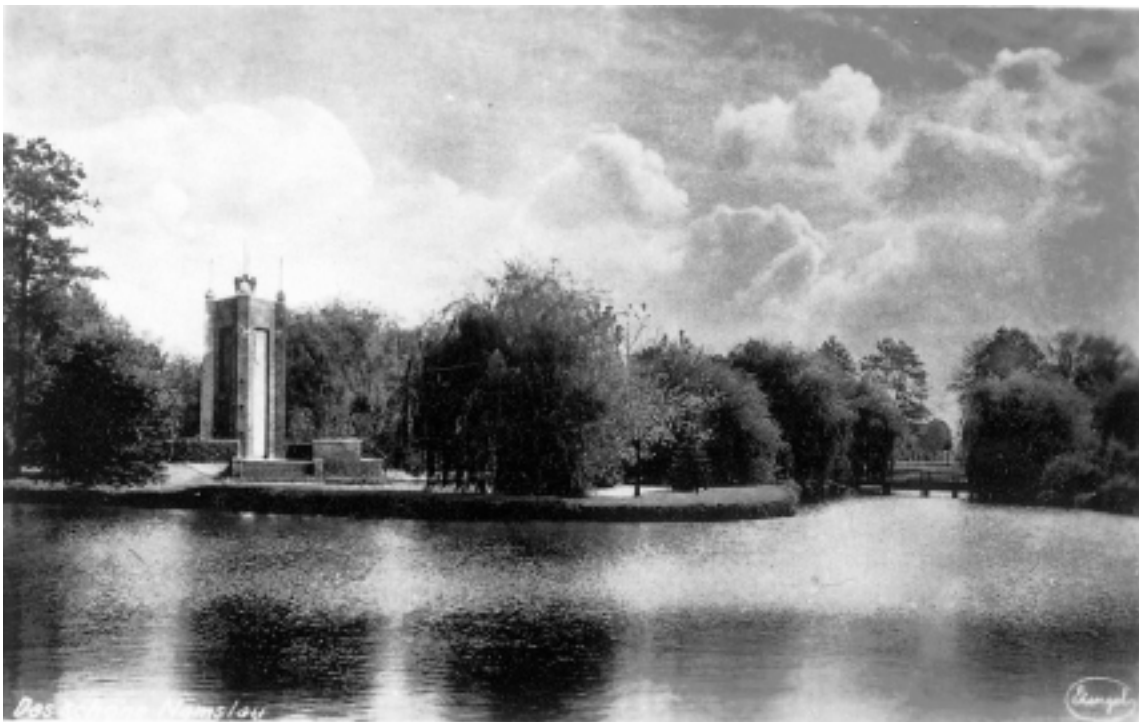
Die es abreißen ließen und aus der uns teuren Weihestätte einen Vergnügungsplatz machten, haben sicher nicht bedacht, daß letzten Endes die deutschen Soldaten des ersten Weltkrieges es waren, die die erste Voraussetzung

für ein selbständiges Polen auf dem alten polnischen Boden schufen dadurch, daß sie die zahlenmäßig weit überlegenen russischen Heere von diesem Boden vertrieben und bis Kriegsende fernhielten.

.Heute sieht nach den Berichten und Bildern, die uns aus der Heimat erreichten, die Landschaft am Ausgang des Weidebruchs etwa wieder so aus, wie sie vor rund 50 Jahren ausgesehen hat, ehe ihre planmäßige Ausgestaltung begann. Dazu ließe sich wohl manches sagen. Neben vielem anderen aber vielleicht auch das:

Alles Geschehen auf unserer Erde verläuft in Wellenlinien.

aus Namslauer Heimatruf Nr.53/1969





1.Heimattreffen in Neustadt/Dosse am 4.Oktober 2012



Aus Schmograu kam die stärkste Gruppe



Im Dom zu Breslau—Gottesdienst anlässlich des 4.Kulturfestivals der Deutschen Minderheit



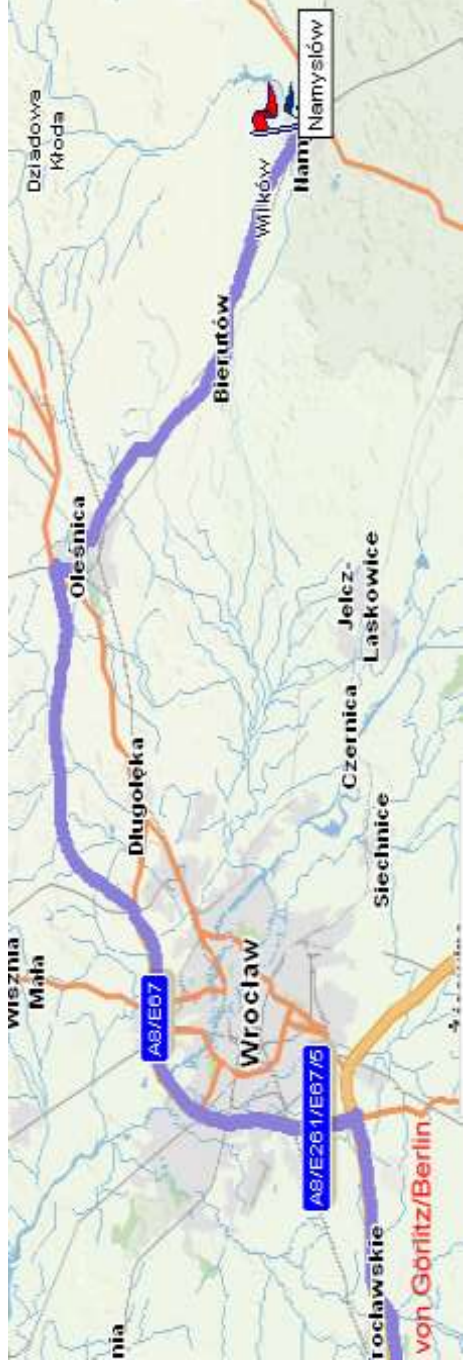
Sturmschäden an der Kirche ib Grambschütz



gestern: alte evangelische Volksschule



heute: Museum der Stadt Namslau (vor der Einrichtung)



Der Weg nach Namslau ist kürzer und zügiger geworden. Wer heute mit dem PKW in die Heimat fährt, hat derzeit vier Varianten zur Auswahl, um Namslau zu erreichen. Da ist zunächst der Weg über Brieg. Er ist der längste und derzeit nicht zu empfehlen, da durch Baumaßnahmen die Fahrzeit drastisch verlängert wird. Der kürzeste Weg führt über Ohlau, der aber im Moment durch Brückenbaumaßnahmen eingeschränkt ist. Der Weg durch Breslau verlängert sich durch die vielen Ampeln. Am zügigsten erreichen Sie Namslau, wenn Sie einige Kilometer vor dem Breslauer Kreuz rechts von der Autobahn abfahren und die Umgehung (A8/E67) von Breslau nutzen, um in Oels wieder auf die alte Straße Breslau-Namslau zu kommen.—Bitte beachten Sie, dass nicht alle Navigationsgeräte die neue Trasse bereits integriert haben.

***** TREFFEN *** TREFFEN *** TREFFEN *****

Klassentreffen von Namslauern

Eine kleine Gruppe von Namslauern des Geburtsjahrgangs 1933/34, ergänzt durch ihre Partner/ innen, traf sich Ende August 2012 zum wohl 17. Male zu frohem Wiedersehen. Diesmal am Rande des Harzes, wohin es den derzeitigen Organisator, unseren Lothar Kolle verschlagen hatte. Nach dem Treffen in Goslar im Jahre 2000, war es der zweite Besuch im Harz, nun in Osterode, wohin uns Lothar eingeladen hatte. Mit viel Liebe fürs Detail hatte er uns mit seiner Partnerin ein kleines, aber feines Programm zusammengestellt. Unsere schlesische Vergangenheit spielt auch bei diesem Treffen eine eindrucksvolle Rolle. Schon am Anreisetag erwartete uns am Abend eine Überraschung. In Uehrde, einem Ortsteil von Osterode, hat nach abenteuerlicher Reise die Glocke von Krickau, Kreis Namslau, einen neuen Wirkungsbereich gefunden. Wir saßen in der kleinen Kapelle von Uehrde und lauschten der Glocke aus der Heimat. Die Augen gingen uns über. Ein kleines Konzert mit dem Singkreis Osterode, geleitet von Lothar, sowie einige solistische Darbietungen schlossen sich an.

Am nächsten Tage fuhren wir nach Ebergötzen zur Wilhelm-Busch- Mühle und frischten unser Wissen über die zeitlosen Max und Moritz sowie deren Schöpfer auf. Im nahegelegenen schönen Städtchen Duderstadt sahen wir uns - trotz großer Hitze - um und fanden im Dom nicht nur kühlende Erfrischung.

Die Innenstadt von Osterode besichtigten wir am nächsten Vormittag, ehe wir später mit einigen Autos das berühmte Torfhaus bei Braunlage - ca.600 m über NN- erklommen. Dort speisten wir in der Bavaria-Alm bei guter Sicht mit dem Blick zum nahegelegenen Brocken. Die Abende im Hotel oder bei Lothar gehörten Gesprächen mit musikalischen Einlagen oder Beiträgen der Teilneh-

mer. So gab es natürlich auch ein neues Lied von Edelgard. Wir hörten auch etwas von den Namslauer Heimatbriefen von Pastor Röchling oder von den Aktivitäten der Bekennenden evangelischen Kirche in Namslau während der Nazizeit. Neueste Namslau- Fotos sahen wir uns per Bildschirm an. Ein großes Dankeschön an Lothar Solle und Margitta, die uns die Tage in Osterode ermöglichen..

Schon heute danken wir Christel und Utz Lauterbach für die Einladung im nächsten August nach Braunschweig . Gitti Müller drückte es im Protokoll wie folgt aus: „Es war wunderschön, und das Gefühl, eine tolle Gruppe zu sein, verfestigt sich von mal zu mal“

Teilnehmer in Osterode waren:

Klaus und Birgit Fellgiebel

Gerold und Renate Kollé

Lothar Kollé und Margitta Werner

Christel und Utz Lauterbach

Gitti Müller

Edelgard und Berthold Osterroht

Otto und Waltraude Weiß

Otto Weiß

Zum Namslau-Treffen 2012

1.) Lange schon beschlossen ward's:

„Nächstes Treffen ist im Harz !

Lothar Kollé lädt uns ein !

Osterode soll es sein “.!

2.) Eins, zwei, drei verging die Zeit

Heute ist es nun soweit,

daß wir uns hier wiedersehn

und durch Osterode gehen.

3.) Mit dem Auto, mit der Bahn

kamen wir hier glücklich an.

Lothar ist darüber froh

und Margit ebenso

4.) Osterode ist bekannt,

liegt im Harz, ganz links am Rand,

kurvenreich der Weg dorthin,

sehenswert seit Anbeginn

5.) Lothar plante mit Bedacht,
weiß wohl, was uns Freude macht.
Für uns Namslauer allein
will er Gästeführer sein.

7.) Unermüdlich - wie noch nie
-. schaffen beide, er und sie,
schleppten Tisch und Stühle ran,
daß nun jeder sitzen kann.

9.) Auch mit Staunen hören wir:
„Krikau-Glocke“, die ist hier,
hier im Harz seit langer Zeit -
Namslau-Ührde — wie so weit!.

6.) Auch Margitta - liebevoll -
findet Lothars Plan ganz toll.
Sie berät, hilft mit Geschick
und behält den Überblick.

8.) Dort, wo Max und Moritz gleich
machten ihren letzten Streich,
in der Mühle mit Gebrumm
sahen wir uns heute um.

10.) Und als Höhepunkt - wohl wahr •
überraschte Lothar gar
uns mit festlichem Gesang !
Auch sei dafür unser Dank.

11.) Für so manche Köstlichkeit,
für die wunderschöne Zeit,
für die Mühe - und noch mehr -
Danke! Willkommen!

Zu singen nach der Melodie „Horch, was kommt von draußen
rein,... hollahie, hollaho

Edelgard Osterroht

Als neue Mitglieder begrüßen wir

1. Frau Renate Ahrling, geb. Fußy, Heimatort: Dammer-Hammer
2. Frau Renate Buhl, geb. Liebig, Heimatort: Namslau
3. Herrn Edwin Regber, Heimatort: Groß Marchwitz
4. Frau Maria Zelder, geb. Wollny, Heimatort: Dörnberg
5. Herrn Wolfgang Wallitzek, Heimatort: Namslau
6. Herrn Jörg Stillke, Heimatort Namslau (Großmutter)

Aus der Heimat....

Es wird viel gebaut: Vom Pietzonkaplatz bis nach Giesdorf
bekommt die Straße einen neuen Belag - die Abzwei-
gung nach Kempen erhält einen Kreisverkehr - das Dach
der Kirche in Altstadt ist erneuert worden - die Kirche in
Eckersdorf ist zur Renovierung eingerüstet

Erinnerungen an den Hof meiner Großeltern mütterlicherseits in Strehlitz, Kreis Namslau,

In den Sommerferien 1944 war ich bei meinen Großeltern in Strehlitz. Es war der letzte Sommer vor Kriegsende. Während meines Aufenthaltes in Strehlitz bekamen meine drei Brüder in Eisdorf, das 20 km entfernt liegt, Scharlach und Diphtherie. Weil ich mich nicht anstecken sollte, bin ich auch über das Ferienende hinaus bis Oktober, bis nach der Kartoffelernte, in Strehlitz geblieben und habe dadurch den Beginn des zweiten Schuljahres versäumt. Wegen der Vertreibung, der Flucht und der Besatzung dauerte mein 2. Schuljahr vom 1. 8. 1944 bis 1. 4. 1946, also 20 Monate, von denen ich vielleicht nur 4 Monate tatsächlich die Schule besucht habe. Dies aber nur nebenbei

Der lange Ferienaufenthalt im Sommer 1944 ist der Grund dafür, dass mir die Verhältnisse in Strehlitz verhältnismäßig gut in Erinnerung geblieben sind. Zu dem Anwesen in Strehlitz gehörten 1944 ein Arbeiterhaus, ein Auszugshaus und der eigentliche Bauernhof. Das Wohnhaus ist 1930 auf der Fläche des alten Wohngebäudes neu errichtet worden. Das älteste Gebäude des Hofes war das Backhaus von ca. 1880. Vom Wohnhaus gesehen an der linken Seite lagen erst der Kuhstall, dann der Pferdestall, daran schlossen sich der Bullenmaststall und der Ausgang zum Schüttboden an. Als letztes Gebäude lag links vom Wohnhaus aus gesehen die Wagenremise bzw. der Maschinenschuppen. Vom Wohnhaus rechts gesehen kamen erst der Gänsestall, dann die Kartoffeldämpfe, anschließend der Schweinestall und der Jungviehstall. Hinter dem alten Geräteschuppen am Ende dieser Gebäudezeile war im Sommer 1944 auf dem Nachbargrundstück ein Storchennest. Gegenüber dem Wohnhaus lag die Scheune. Sie hatte nach vorn und nach hinten hinaus ursprünglich zwei Tore. Nach Kriegsende wurden die zum eigentlichen Hof gehörenden Gebäude

von zwei polnischen Familien übernommen. Wohnhaus, Hof und Scheune wurden von ihnen in der Mitte durch Mauern und Zäune geteilt. Dadurch entstanden zwei Wirtschaftseinheiten, die jeweils getrennt genutzt wurden. Im Arbeiterwohnhaus und in den Auszugshaus, das bis zur Vertreibung als Landjahrlager genutzt wurde, sind nach Kriegsende ebenfalls je eine polnische Familie angesiedelt worden. Mein Großvater hatte den Hof 1909 von meinem Urgroßvater Gottlieb Miosga sen. geerbt. Meine Urgroßmutter Maria Agnes Miosga war eine geborene Lipinski. Durch sie wurde das Verwandtschaftsverhältnis zu den Lipinski neu begründet.

Der Hof war ca. 67 ha. groß. Er hatte einen Einheitswert von ca. 98.750 RM. Der Hektarsatz betrug ca. 1.480,- RM. Geerntet wurden Weizen, Zuckerrüben, Kartoffeln und Flachs. Während des Krieges hat mein Großvater bereits Mais als Viehfutter angebaut. Der allgemeine Maisanbau als Viehfutter hat sich in Deutschland erst viel später durchgesetzt. Der Hof ist 1867/1868 von bzw. für die Ur-Urgroßeltern Johann Miausga, später Miosga und seine Frau Rosina, geb. Hermann, auf Hermannschem Gelände errichtet worden. Zum Hof gehörten 1945 ca. 35 Kühe, 8 Pferde und ca 20 Mastbullen. Großvater Miosga betrieb während des Krieges bereits Bullenmast zum größten Teil mit eigenen Kälbern. Ich kann mich erinnern, dass in Strehlitz immer viel Besuch war. Onkel Robert ; Miosga der Bruder meines Großvaters, war Amtmann und Kontrolleur der Bahnpost in Breslau. Auf seinen Dienstreisen machte er oft Station in Strehlitz. Er hatte in der ersten Etage immer ein vorbereitetes Zimmer für eventuelle überraschende Übernachtungen. In dem Auszugs-

haus neben dem Wohnhaus hat nach der Hofübergabel 909 bis zu ihrem Tod 1930 die Stiefmutter meines Großvaters Auguste geb. Kaboth gelebt. Später wurde das Auszugshaus von meinem Großvater an die Deutsche Arbeitsfront vermietet, die darin ein Landjahrlager für 40 junge Mädchen betrieb. Im Sommer 1944 bin ich zusammen mit etwa 15 dieser Mädchen nach Hennersdorf zum Blaubeer pflücken gefahren. Dort haben wir auch die Panzergräben besichtigt, die angeblich russische Panzer an der Grenze zu Deutschland aufhalten sollten.

Die beiden Brüder Robert und Gottlieb Miosga müssen sehr gut miteinander harmoniert haben, denn durch die Tätigkeit von Onkel Robert in Breslau hatte mein Großvater besonders gute Verbindungen in die Landeshauptstadt und war den andern örtlich ansässigen Bauern wissensmäßig weit voraus. Sein Bruder organisierte und handelte in seinem Interesse und erwarb für ihn vor 1935 mehrere Häuser in Breslau, die er seinen Töchtern vorweg vererbte und als Mitgift überließ. Besondere Höhepunkte auf den Höfen waren die Hochzeiten. Bei dem Umbau seines Wohnhauses hat mein Großvater in der ersten Etage einen Festsaal einbauen lassen. Von der Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1935 existieren noch mehrere Fotos. Bei der Hochzeit meiner Tante Irmgard Beier war ich als Kind im Winter 1942 dabei. 1944 wurde der Saal als Massenunterkunft für die Schanzer der Panzergräben in Hennersdorf benutzt.

Im Januar 1945 kamen die Russen nach Strehlitz. Meine Großeltern waren nicht geflohen und erlebten sowohl die Russen als auch die Polen in Strehlitz. Im Sommer 1945 ist mein Großvater Gottlieb Miosga gestorben. Meine Großmutter wurde zusammen mit anderen Deutschen im Herbst 1945 ausgewiesen, weil für sie eine Option für Polen nicht in Frage kam.

Zu erwähnen ist noch, dass der Pole, der meine Großmutter 1945 aus Mitgefühl zur Erleichterung ihres

Schicksals nach Namslau gebracht hat, mich 1973 in Breslau am Hauptbahnhof abgeholt hat, und dass wir anschließend in Strehlitz die Hochzeit seiner dritten Tochter nachgefeiert haben. Herr Spzak hat sich um das Grab meines Großvaters gekümmert. Er war selbst von seinem Hof in Ostpolen von den Russen vertrieben worden.

Bei den Recherchen zur Geschichte des Hofes meiner Großeltern bin ich darauf gestoßen, dass es in Strehlitz einen weiteren Hof gegeben hat, auf dem Angehörige der Familie Lipinski über 3 Generationen gelebt haben. Zu diesem Hof möchte ich noch einige Ausführungen machen.

Ausführungen zu dem Hof in Strehlitz, auf dem 45 Jahre lang ein Zweig der Familie Lipinski gelebt hat

Mein Ururgroßvater Daniel Gottfried Lipinski aus Schönwald hat meine Ururgroßmutter, die Witwe Eva Loebner geb. Pietruschkyi 1843 geheiratet und kam dadurch auf den Loebnerschen Hof in Strehlitz. Dieser Hof war noch 1848 eine Erbscholtisei. Er wurde später als Lipinskihof bezeichnet. Nach dem Tod von Daniel Gottfried Lipinski im KJ. 1885 ist der Besitz auf seinen Sohn Hermann Gottfried Lipinsky übergegangen. Der Hof lag am Dorfende in Richtung Gramschütz/ Buchelsdorf. Daniel Gottfried Lipinski hatte 2 Stiefkinder und 4 eigene Kinder. Er war bei der Hochzeit 22, seine bereits verwitwete Braut 27 Jahre alt.

Zur Familie gehörten:

Carl Wilhelm Loebner 1835 - 1916

Johann Robert Loebner 1837 - 1901

Wilhelm Robert Lipinski 1844 - 1891

Maria Agnes Lipinski, verheiratete Miosga, meine
Urgroßmutter, 1848 - 1883
Hermann Gottfried Lipinsky 1855 -1925
Berta Lipinski, verheiratete Fabian 1857 -1919

Der erste Ehemann von Eva Rosina Pietrusky, Johann Carl Loebner, war beim Tode seines Vaters 4 Jahre alt. Er lebte von 1811 bis 1842. Seine Mutter Magdalene Loebner geb. Loebner (1782 - 1845) hat ihn um drei Jahre überlebt. Es ist zu vermuten, dass sie den Hof für ihren minderjährigen Sohn zwischendurch bewirtschaftet hat.

In den Annalen der Familie Loebner ist der Hof 1680 erstmals als Erbscholtisei erwähnt. Die ursprüngliche Erbscholtisei in Strehlitz ist vorher Eigentum der Familie Hermann in Strehlitz gewesen. Über den Übergang an die Familie Loebner ist nichts überliefert. Mit den Erbscholtiseien hat es die folgende Bewandnis: Während der deutschen Besiedlung im Mittelalter wurde als sogenannter Lokator, meistens Ritter oder ein anderer adeliger Kolonistator, bezeichnet, der im Auftrag eines Grundherren ein Dorf gründete. Er war für die Besiedlung und den wirtschaftlichen Aufschwung des Dorfes verantwortlich. Er bekam dafür die Rechte und Einkünfte des Erbscholzen. Ähnliche Aufträge erhielten die Lokatoren noch einmal nach den Verwüstungen des 30-jährigen Krieges. Dem Erbscholzen stand es zu, in seinem Dorf die nötigen Mühlen anzulegen und zu verpachten. Ebenfalls einen Kaufladen, das Dorfgasthaus und die nötigen Handwerker wie Schneider Tischler, Schmiede, Stellmacher usw. anzusiedeln, die ihm zinspflichtig waren. Außerdem hatte jede Gemeinde ihr Dorf-Gericht, bestehend aus dem Scholzen, der - wenn er nicht Erbscholz war- von der Bauerschaft auf eine örtlich unterschiedlich Anzahl von Jahren gewählt wurde. Zur Gerichtsbarkeit gehörten auch

eine örtlich unterschiedlich gewählte Anzahl von Schoppen. Unter diese Gerichtsbarkeit fielen die Schlichtung von Streitigkeiten, die Ahndung von Gesetzwidrigkeiten und Übertretungen behördlicher Verfügungen, z. B. der Brandverhütung, der Erhebung von Bußgeldern und die Inhaftierung von Übeltätern. Weitere Aufgaben der Gerichtsscholzen waren damals die Aufgaben, die heute die Notare bei der Beurkundung von Besitzveränderungen, Regelung von Erbschaftsangelegenheiten, Mündelsachen, Darlehensgewährungen und Darlehensrückzahlungen, Grundstücksangelegenheiten und verkaufen usw. haben.

Es gab dafür genau festgelegte Gebührentaxen, von denen dem Scholzen ein Drittel zustanden. Alle Amtshandlungen wurden im Schöppenbuch, das örtlich unterschiedliche Bezeichnungen haben konnte, niedergeschrieben. Außerdem hatte der Scholze darüber zu wachen, dass sich niemand der Rekrutierung zum Militär entzog, Abgaben einzutreiben und dafür zu sorgen, dass durchziehende Armee-Einheiten auf den Gehöften untergebracht und gepflegt worden. Er mußte erforderlichenfalls auch den Nachschub an Proviant organisieren. Er war verantwortlich für die fristgerechte Ablieferung der Geld- und Naturalabgaben und die Einhaltung von Hand- und Spanndiensten, die auf jedem Gehöft lasteten, das keine Freibauernstelle war. Es bestand seinerzeit ein sogenanntes „Urbar“, in dem die dörflichen Eigentumsverhältnisse, der zu jedem Anwesen gehörende Grundbesitz, die dafür zu entrichtenden Abgaben an Geld und Naturalien, die zu leistende „Robot“-Gespanndienste, Holzfuhren, Botengänge, Besäen und Abernten bestimmter Felder, Wiesen, Grundstücke, Eindämmen von Teichen, Mühlbächen, Instandhaltung der Wege bestimmt und festgehalten waren. Das Urbar oder Schöppenbuch enthielt jedoch auch die Rechte der Robotpflichtigen, wie

Arbeits- und Freizeit, Löhne in Geld und Naturalien. Bis zum letzten Teller Mehlsuppe bei der Gesindeverpflegung war alles detailliert festgelegt. Friedrich der Große ließ sofort nach der Besitzergreifung in Schlesien nach 1742 jedes Anwesen neu vermessen und die Urbare neu festlegen. Die Erbscholtisei in Strehlitz war ein Landgut der Stadt Breslau. Bevor der Kaufmannsdiener Gottlieb Loebner (1778 - 1853) aus Strehlitz 1805/1806 Bürger von Namslau werden konnte, mußte er die Entlassung aus der Erbuntertänigkeit der Stadt Breslau erreichen.

In den Annalen der Familie Loebner aus Strehlitz ist vermerkt: Hermann Lipinsky, geb. 29.3.1855, gestorben in Nassadel bei Pitschen Kreis Kreuzburg am 29.7.1925, verkaufte die Scholtisei am 22. 12. 1887 an Christian Herrmann, Bauer in Strehlitz. Die Gebäude wurden niedergerissen, das Gut abgeteilt und der Rest zum Nachbargute geschlagen, das sich heute Scholtisei nennt. (1940). Daniel Gottfried Lipinsky war zu diesem Zeitpunkt knapp 1 1/2 Jahre tot. Für mich ergibt sich die Frage, was mag den Bruder meiner Urgroßmutter veranlasst haben, den ererbten Hof zu verkaufen? Wenn der Erwerber die Gebäude abgebrochen hat, waren sie wahrscheinlich in einem sehr schlechten Zustand, so daß sie ggf. hätten erneuert werden müssen. Die beiden letzten Besitzer Loebner haben beide nicht sehr lange auf dem Hof gewirtschaftet, so dass wegen der Erbauseinandersetzungen keine großen Kapitalrücklagen zur Erneuerung der Gebäude gebildet werden konnten. Der Hoferbe muß u. U. kein Interesse an Fortführung des Hofes gehabt haben. Vielleicht waren die Abfindungen an die Miterben so hoch, dass die Bewirtschaftung des Betriebes wegen der Belastungen unrentabel war. Auf dem Hof meiner Großeltern auf den seine Schwester geheiratet hat, sind kurz nach dem Erbfall 1892 mehrere Gebäudezugänge feststellbar. Es wurde ein Backhaus, eine Scheune, ein Jungviehstall und ein

Geräteschuppen neu errichtet. Sein Stiefbruder Carl Wilhelm Loebner war bereits 1865 Bauer in Hennersdorf. Sein Stiefbruder Johann Robert Loebner war s. Zt. Kaufmann in Kreuzburg. Sein Bruder Wilhem Robert Lipinski wohnte und lebte in Forst/Lausitz. Seine Schwester Berta Lipinski hat den Landwirt Fabian in Strehlitz geheiratet. Alle männlichen Abkommen der Eva Maria Pietruski haben demnach Strehlitz verlassen, während die beiden Töchter in Strehlitz geblieben sind. Hermann Gottfried Lipinsky war der letzte Besitzer des Hofes in Strehlitz. Er ist der Großvater unseres jetzigen Familienverbands-Präsidenten Ernst E. Lipinsky.

**Worüber wir im Internet unter
www.namslau-schlesien.de berichtet haben**

Karl-Friedrich Blomeyer

Möchten Sie sich auch informieren, dann klicken Sie bitte auf „Neues in dieer homepage“ und auf das entsprechende Datum:

08.11.2012

Kirchenbücher von Strehlitz bei den Mormonen(FHL INTL Film 1807422 (katholisch))

02.11.2012

Verschönerungsverein:

2. Einladung zum Großen Volksfest am 14. August 1904

3. Bericht über die Generalversammlung vom 23. Mai 1905

01.11.2012

Statuten des Verschönerungsvereins zu Namslau vom 15. März 1894

28.10.2012

1. Namslauer Heimattreffen in Neustadt an der Dosse am 4. Oktober 2012

27.10.2012

Der Skorischauer Halt bei Namslau im 13. Jahrhundert

26.10.2012

Spendenaufruf für die abgebrannte Schmograuer Kirche (1854)

25.10.2012

Bilder von einzelnen Häusern in Strehlitz und einer Hochzeit aus dem Jahre 1934(?)

15.10.2012

Schulbesuch der Schule3 aus Namslau bei der Georgschule in Euskirchen (Pressebericht)

13.10.2012

4.Kulturfestival der Deutschen Minderheit in Breslau in der Jahrhunderthalle
mit der Predigt von Dr.Piotr(Peter) Tarlinski - gehalten im Dom von Breslau

10.10.2012

Ortsplan Schmograu

09.10.2012

Der Namslauer Bahnhof - gestern und heute

24.09.2012

Bewohner und Bauernhäuser von Strehlitz
Pfarrer in Strehlitz

22.09.2012

Freiherr von Seydlitz auf Minkowski

14.09.2012

Die Landwirtschaft im Kreise Namslau von
Landwirtschaftsrat Ocklitz

09.09.2012

Die Glocke“ -oder: „Der Weg der Glocke von Krickau“

06.09.2012

Die Jagd- und Forstwirtschaft

02.09.2012

Die Entwicklung und der Leistungsstand der Landwirtschaft im Kreise Namslau (1.10.1939)

29.08.2012

Die Kartoffelfabrik in Namslau

26.08.2012

Gliederung des Landratsamtes Namslau am 1.9.1939

19.08.2012

Rückkehr in die Heimat 1945

15.08.2012

Christophorigemeinde Breslau mit Info zu „Evangelischer Gottesdienst in Schlesien“ (Link)

14.08.2012

Das Amtsgericht Namslau

12.08.2012

Stammtafel der schlesischen Piasten Ehestatistik der schlesischen Piasten

06.08.2012

Breslauer Zeitung - 20.Juni 1854 - Kirchenbrand in Schmograu

04.08.2012

Unsere Heldeninsel

20.Juli 2012

Handel- und Gewerbetreibende in Namslau

15.07.2012

Beispiele schlesischer Mundart

09.07.2012

Erinnerungen an den Hof meiner Großeltern mütterlicherseits in Strehlitz, Kreis Namslau

08.06.2012

Ergänzungen zu Strehlitz (Bilder von gestern und heute)

07.06.2012

Busfahrt in die Heimat mit der Kreuzburger Heimatgruppe

28.06.2012

Staatsmänner schachern um Oberschlesien

24.06.2012

Karte: Reichthal_Pitschen(Byczyna)1935

22.06.2012

Hönigern

21.06.2012

Aus dem Handbuch für die Provinz Schlesien 1876

13.06.2012

29. Namslauer Heimattreffen in Euskirchen 26./27.Mai

06.06.2012

Hinweis über Kirchenbücher aus dem Landkreis Namslau

Gefunden unter www.christoph-www.de/portschlesien

03.06.2012

Reformation und Gegenreformation im Kreise Namslau

02.06.2012

„ein Spaziergang durch die Stadt - bei klassischer Musik“

—Windows Media Player o.ä. notwendigAchtung: Längere

Ladezeit - 2.Auflage mit neueren Aufnahmen -

17.05.2012

kath. Taufbuch Kreuzendorf (1821-1849) überarbeite

Version

22.04.2012

Auszüge aus dem katholischen Traubuch Wallendorf/

Schlesien 1784-1883

08.04.2012

Chronik des Dorfes Strehlitz und der Familie Herrmann,

Strehlitz

31.03.2012

Für schlesische Familienforscher relevante Archive und

Institutionen

18.03.2012

Die Dörfer in einer Chronik von Zimmermann (1795) Teil

1: A - G-K-N-Z

12.03.2012

Das Dorf Droschkau - ein Augenzeugenbericht

03.03.2012

Die Beschreibung von Reichthal in der Chronik von Zim-

mermann 1792

27.02.2012

Baupläne der katholischen Kirche Kaulwitz

26.02.2012

Dorfgeschichte von Waclaw Grunert Orginal in

polnisch:.....Na tekst

20.02.2012

Der chinesische Pavillion in der Sammlung des Museums

des Oppelner Dorfes in Oppeln

07.02.2012

die landwirtschaftlichen Güter im Landkreis Namslau
01.02.2012

Einladung zum Regionaltreffen nach Berlin am 5.Mai
2012

30.01.2012

Jahresprogramm der Heimatgruppe Oels-Groß War-
enberg-Namslau in Berlin

23.01.2012

„Dorfgeschichte“ von Waclaw Grunert (Lehrer bzw. Schul-
leiter in Grambschütz von 1945 - 1981)

13.01.2012

Baupläne der Evangelischen Kirche in Reichthal

12.01.2012

Aus dem Namslauer Kreisblatt März1853

09.01.2011

In und um Namslau wurde und wird renoviert und ge-
baut

02.01.2012

Die Siedelung in Groß-Marchwitz 1930/32

1. Namslauer Heimattreffen in Neustadt/Dosse am 4. Oktober 2012

Name	Mädchenname	Heimatort
Ahrling, Leonhard		
Ahrling, Renate	Fußy	Dammer/Hammer
Blomeyer, Berthold		Eisdorf
Buhl, Günter		Breslau
Buhl, Renate	Liebig	Namslau
Czech, Erhard		Granitz
Damrau, Ruth	Klose	Dammer/Hammer
Dreßler, Dorothea	Dobischok	Steinersdorf
Dreßler, Horst		Ohlau-Gaulan
Fußy, Alois		Dammer/Hammer
Fußy, Margarete	Ledwa	Schmograu
Giesa, Hubert		Schmograu
Göttel, Waltraud	Pirnke	Namslau
Gottschalk, Edith		

Gottschalk, Johannes		Namslau
Heik, Richard		Städtel
Heilman, Helmut		
Hoppe, Edeltrud	Gottschalk	Schmograu
Hoppe, Kathrin		
Hylla, Maria		Schmograu
Kardorf, Christine	Koschig	Glausche
Kardorf, Norbert		Schiebus
Kindt, Hildegard	Stoschek	Strehlitz
Kopka, Edith		
Kopka, Günter		Dammer
Kopka, Heinz		Schmograu
Kopka, Irene	Breunenck	Geyersdorf
Kopka, Richard		Dammer
Litzba, Helmut		Schmograu
Litzba, Ursula		
Lossek, Ursula	Dobischok	Kubschütz
Lüdtkke, Reinhilde	Mikosch	Granitz
Pieles, Klaus		Schmograu
Pieles, Ursel		
Pluskota, Maria	Litzba	Schmograu
Pollozek, Christel	Hackbart	Schwirz
Pollozek, Hans		Schwirz
Rabe, Günter		Obischau
Rabe, Käte		
Rossa, Gerhard		Bachwitz
Schölzel, Horst		Schmograu
Schönbeck, Ursula	Giesa	Schmograu
Schrader, Frauke		
Schrader, Jürgen		
Schwarzenstein, Christa	Taube	Namslau
Suntheim, Hannelore		
Namslau		
Thomas, Walter		Schwirz
Tomak, Adelheid	Lietsch	Namslau
Weber, Barbara	Ledwa	Schmograu
Weiß, Otto		Namslau
Werner, Erika		
Werner, Richard	Sterzendorf	
Werner, Ute		
Wierzoch, Edeltraud	Hoppe	Glausche
Wiesner, Doris	Jäger	
Wiesner, Heinz		Wilkau

Wiezoch, Johannes
Zander, Margot
Zelder, Johannes

Pirnke

Schneidemühl
Namslau
Wallendorf

1. Treffen der Namslauer Heimatfreunde in Neustadt an der Dosse - Donnerstag, 4. Oktober 2012

Meine erste Frage war, wo liegt Neustadt an der Dosse. Auf meinem Atlas habe ich es nicht gefunden. Erst der letzte Heimatruf vom September löste dann meine Frage, es war eine Skizze von der Lage des Dorfes oder der Stadt abgedruckt. Ich nahm mit Frau Fußy Kontakt auf: Sie informierte mich auch, dass es in Neustadt an der Dosse ein großes Gestüt gibt, , wo z.B. auch Prinzessin Anne aus England zu DDR-Zeiten ihre Pferde gekauft hat. Dort (Neustadt liegt im Landkreis Ostprignitz-Ruppin in der Mark Brandenburg) lebt die gesamte Bevölkerung mehr oder weniger von diesem Pferdegestüt.

Herr Blomeyer und ich waren am Abend vorher voller Erwartung, was wird wohl der morgige Tag bringen. Am nächsten Morgen regnete es, war es ein schlechtes Ohmen? Im Park-Hotel St.Georg war ein herrlicher Terrassenraum schon festlich hergerichtet. Es dauerte dann auch nicht lange, als die ersten Landsleute eintrafen. Danach ging es Schlag auf Schlag. Die Begrüßungen so voll Freude um das Wiedersehen, dass man manchmal sein eigenes Wort nicht verstand. Aber man höre und staune, es waren 60 Personen da, hauptsächlich aus Schmograu, aber auch aus Namslau und den anderen Dörfern. Frau Hoppe (geb. Gottschalk) glaube ich war es, hat die Einladung sogar an die Kirchentür angeschlagen; so wussten manche nicht, dass Namslauer im gleichen Ort wohnten. Man muss halt nur Ideen haben!

Herr Blomeyer zeigte den Film von Namslau und sei-

nen Dörfern aus dem Kreis, sowie den Film von der Brauerei Haselbach.

Das leibliche Wohl kam auch nicht zu kurz. Mittags gab es herrliche Rolladen mit Blaukraut und Klöße, zum Nachmittagskaffe verschiedene Blechkuchen, natürlich selbstgebacken. Aber der Mohnkuchen, der auch dabei war, war wie immer zuerst alle.

Herr Blomeyer berichtete auch von unserer Weihnachtsaktion „Namslauer helfen Namslauern“, die auch in diesem Jahr wieder um Spenden für unsere Landsleute in der Heimat bittet. Spontan wurden 243,50 gespendet. Frau Hoppe und Frau Fußy ließen es offen, wann sich die Gruppe das nächste Mal treffen wird.

So langsam nahmen alle Abschied bis zum Wiedersehen. Herr Blomeyer, Otto Weiß und Herr Thomas sowie ich freuten uns über das gelungene Treffen.

Mit heimatlichen Grüßen

Renate Suntheim

Erlebniskinder

Viele der hier Anwesenden

- mit so vielen haben wir nicht gerechnet - sind noch im Elternhaus im Kreise Namslau geboren
- erlebt haben wir die Vertreibung aus dem Elternhaus
- überlebt haben wir den Krieg
- erlebt haben wir, eine neue Heimat zu finden
- erlebt haben wir, eine Liebe zu finden
- erlebt haben wir, eine Familie zu gründen
- erlebt haben wir, manch Traurigkeit zu überwinden
- erleben können wir jetzt und hier, gemeinsame Erinnerungen auszutauschen

Edeltrud Hoppe

Mit diesen Worten begrüßte Frau Hoppe die Landsleute in Neustadt

Die deutsche Minderheit
in Polen lädt ein!
Mniejszość Niemiecka
w Polsce zaprasza!



IV
KULTURFESTIVAL
DER DEUTSCHEN MINDERHEIT IN POLEN
FESTIWAL KULTURY
MNIJSZOŚCI NIEMIECKIEJ
W POLSCE



29.09.2012
Jahrhunderthalle
in Breslau
Hala Stulecia
w Wrocławiu



www.vdg.pl

Ein Erlebnis besonderer Art ...

war es, am IV Kulturfestival der Deutschen Minderheit teilnehmen zu können.

Es begann mit einem in deutscher Sprache gehaltenen Gottesdienst im vollbesetzten Dom zu Breslau. Die Predigt, gehalten vom Beauftragten für die Deutsche Minderheit in Polen Dr. Piotr (Peter) Tarlinski, war unter anderem von dem Zugeständnis geprägt, dass es in der Vergangenheit in vielerlei Hinsicht Fehlentwicklungen für den Bestand der deutschen Kultur in Polen gab. Andererseits gab er jedoch auch der Hoffnung Ausdruck, dass wir alle mit ein wenig gutem Willen „... der deutschen Kultur in Polen Zukunft verschaffen können...“

Ab 12.00 Uhr erfolgte dann die offizielle Eröffnung in der mit ca 8000 Besuchern gefüllten Jahrhunderthalle. Völlig überrascht hat mich dabei, dass zu Beginn aller Reden und Grußworte die polnische aber auch die deutsche Nationalhymne sowie das Europalied gesungen wurden. Die Texte wurden über ein Leinwand zum Mitsingen an

geboten.

in den folgenden Stunden wurde ein reichhaltiges und vielseitiges Programm geboten. Insgesamt 21 Gruppen und Solisten, die aus dem ganzen Lande angereist waren, zeigten ihr Können. Darunter waren Chöre, Tanzgruppen, Orchester, Gesangs- aber auch Instrumentalsolisten. (Die weiteste Anreise hatte eine Gruppe aus Allenstein, die 12 Stunden mit dem Bus unterwegs war.)

Kurz nach 18.00 Uhr wurde mit viel Jubel „HEINO“ begrüßt, der in einem einstündigen Auftritt seine bekanntesten deutschen Volkslieder aber auch Schlager zum Besten gab. Als er dann auch noch „Kehr ich einst zur Heimat wieder“ anstimmte, kannte der Jubel keine Grenzen und die ganze Jahrhunderte stimmte mit ein.

Die Lieder von HEINO waren für viele unsere Landsleute in den Jahren vor der Wende, in der die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit verboten war, oft die einzige Möglichkeit, Verbindung zur deutschen Sprache zu halten.

Den ganzen Tag über konnte man sich außerdem in den Gängen der Jahrhunderthalle bei unterschiedlichen Ausstellungen und Ständen über Neues aus Schlesien informieren, traditionelle Küche und regionale Produkte verkosten, oder bei der Herstellung von Trachten zusehen.

Auch wenn ich eine lange Anreise hatte, um an diesem mittlerweile IV ten Festival der Deutschen Minderheit in Polen teilnehmen zu können, war es ein eindrucksvoller Tag, der mir weiteren Auftrieb gab, mich für meine schlesische Heimat zu engagieren.

Berthold Blomeyer
1.Vorsitzender

Freitag, 19. Januar 1945



„ .Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade,

Wagen an Wagen, endloser Zug,

der ein Volk von der Heimat trug! ...“

(Agnes Miegel)